

**Das soziale Leben der Studierenden
an der Humboldt-Universität zu Berlin**

Moritz L. Fedkenheuer & Bodo Lippl (Hg.)

Inhalt:

1. Einleitung.....	4
<i>Moritz L. Fedkenheuer & Bodo Lippl</i>	
2. Hintergrund, Methoden und Daten des Lehrforschungsprojekts „Das soziale Leben Studierender der HU“	6
<i>Moritz L. Fedkenheuer & Bodo Lippl</i>	
3. Allgemeine Einschätzungen zum Studium.....	12
<i>Alicia Ebeling, Ulrike Lerche & Kai Schwärmer</i>	
4. Studienmotivation	15
<i>Gözde Böcü, Monika Homecka, Manuela Plöger, Nadine Poppenhagen & Ronja Schmidtpott</i>	
5. Zeitverwendung.....	20
<i>Nele Dehnenkamp, Frederic Lenz, Clara-Maria Schulze & Hannes Storm</i>	
6. Belastung Studierender und deren gesundheitliche Verfassung	24
<i>Belind Hajj, Kim Raissa Kensbock, Maurice Meyer, Susann Offenmüller & Franz Scheil</i>	
7. Konkurrenz unter Studierenden	31
<i>Andreas Filko, Tanita Jill Pöggel, Neele Schmökel & Katja Wegmann</i>	
8. Die sozialen Beziehungen der Studierenden.....	34
<i>Martin Bieber, Lina Henzel, Jenny Schmidke, Nora Schneck & Tobias Wandrei</i>	
9. Kontrollerwartung.....	37
<i>Denis Cohen, Frauke Gajdus, Kristin Kretzschmar, Jochen Rehmert & Manuel Rickert</i>	
10. Soziale Herkunft, Lebensinhalte und Geschlechterstereotype	39
<i>Dennis Christian Irjon, Julian Jürgenmeyer, Felix Krause, Nils Stelte & Oktay Tuncer</i>	
11. Die Protest-Republik – oder doch nur unpolitische Jugend?	44
<i>Sarah Hiltner, Simon Rothers, Lena Schacht, Lotte Thaa & Jonas Wiedner</i>	
12. Politische Einstellungen.....	48
<i>Anne-Katrin Hinz, Tobias Reinhardt & Giedre Urbanavičiūtė</i>	
13. „Nun sag, wie hast du’s mit der Religion?“.....	55
<i>Sascha Butschalowski, David Meiering, Viktoria Palm & Philipp Tolios</i>	

14. Lebensmittelkonsumverhalten.....	59
<i>Denis Cohen, Frauke Gajdus, Kristin Kretzschmar, Jochen Rehmert & Manuel Rickert</i>	
15. Genussmittel- und Drogenkonsum.....	63
<i>Michael Besser, Carolin Dieterle, Antonia Jülich, Josephine Lichteblau & Marcin Zawisza</i>	
16. Partnerschaft und Studium.....	68
<i>Irina Desinova, , Hannah Isenbügel, Sergei Istomin, Mariella Petrova & Elena Sánchez</i>	
17. Partnerschaftsvorstellungen, Einkommen und Herkunft.....	72
<i>Lydia Both, Irene Müller, Anika Niggeweg & Henry Webel</i>	
18. Sexuelle Orientierung und Aktivitäten.....	81
<i>Bodo Lippl</i>	
19. Freundschaft, Mediennutzung und Kommunikation.....	88
<i>Jana Grünwald, Manuel Deringer, Marie Eckart, Sebastian Naujok & Stoyan Rudov</i>	
20. Zur Vielfältigkeit der Nutzung kultureller Angebote.....	92
<i>Anna-Luise Müller, Zinaida Nazarenko, Friederike Reinhold & Franziska Schreiber</i>	
21. Sportliche Aktivität.....	97
<i>Chaka Bachmann, Francesco Findeisen, Lisa Gutsche & Stefanie Richter</i>	
22. Zufriedenheit mit dem Kiez.....	101
<i>Simon Hennke, Gala Rexer, Kai Schulze & Ainara Tiefenthäler</i>	
23. Reiseverhalten und Reiseortwahl.....	106
<i>Mascha Blender, Valeska Cordier, Caline Ittner, Anna Oechslen & Robin Völker</i>	
24. Reisemotivation.....	109
<i>Kristina Fazliyska, Christian Meckelburg, Andrew Müller & Patrick Wendel</i>	
25. Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen.....	114

1. Einleitung

Moritz L. Fedkenheuer & Bodo Lippl

Am Lehrbereich für Empirische Sozialforschung der Humboldt-Universität zu Berlin wurde im Rahmen der Methodenausbildung der Hauptfachstudierenden der Sozialwissenschaften vom 16.11. bis 7.12.2010 eine Onlinebefragung der Studierenden an der Humboldt-Universität durchgeführt. Das Themenspektrum dieser wissenschaftlichen Untersuchung war breit gefächert. Neben grundlegenden persönlichen Merkmalen der Befragten wurden insbesondere Fragen zum Studium (Motivation, Leistung und Leistungsdruck, Konkurrenz, Belastung), zu den sozialen Beziehungen (Freundschaften, Sex, Partnerschaft und Partnerschaftsvorstellungen), zum Freizeitverhalten (sportliche Betätigung, Kulturkonsum, Reisen, Ausgehverhalten und Drogen), zum politischen Engagement, zur Religion sowie zur Wohnsituation und dem Stadtteil gestellt.

In diesem Sammelband stellen wir einige deskriptive Ergebnisse aus den Analysen vor, welche die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unseres Seminars mit den Umfragedaten durchgeführt haben. Die Kapitel wurden von den einzelnen Arbeitsgruppen eigenverantwortlich angefertigt. Die Herausgeber haften nicht für den Inhalt und die Korrektheit der Analysen. Dieser Ergebnisband stellt lediglich einen kleinen Ausschnitt der im Seminar geleisteten Arbeit dar und kann daher die Analyseerträge in ihrer Fülle nur begrenzt wiedergeben. Um einen besseren Einblick in die verwendeten Auswertungsmethoden und realisierten Seminarleistungen zu bekommen, sei exemplarisch die Lektüre der Beispielhausarbeiten auf der Webseite des Lehrbereichs¹ empfohlen.

Insgesamt haben 1.372 Studierende der Humboldt-Universität an der Befragung teilgenommen (vgl. Tab 1). Die Befragten wurden über den Email-Verteiler des Rechenzentrums über die Umfrage informiert und um Teilnahme gebeten. Die Art und Weise der Rekrutierung sowie die Freiwilligkeit der Teilnahme, hat zwar eine repräsentative Auswahl der Teilnehmer verhindert. Gleichwohl deutet ein Vergleich mit den offiziellen Zahlen der Universität darauf hin, dass die gewonnen Umfragedaten ein relativ gutes Bild aller Studierenden der Humboldt-Universität nachzuzeichnen vermögen (vgl. Kapitel 1).

Dank

Bedanken möchten wir uns bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern unserer Befragung sowie dem Computer und Medienservice für die Unterstützung. Herzlicher Dank geht auch an die Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer für die produktive Zusammenarbeit und den wertvollen Erfahrungsaustausch.

¹ <http://www.sowi.hu-berlin.de/lehrbereiche/empisoz/erhebungen/erhebung2011/>

Tab. 1: Kurzbeschreibung der Untersuchung

Art der Befragung:	Standardisierte Online-Befragung
Erhebungsinstrument:	Gemeinsamer standardisierter Fragebogen
Grundgesamtheit:	Studierende der Humboldt-Universität mit eingetragener E-mail-Adresse auf der Mailingliste „hu-an-studis“
Feldzeit:	16.11.2010 bis 7.12.2010
Auswahlverfahren:	Vollerhebung bzw. Convenience Sample
Erreichbare E-mail-Adressen:	29.859
Effektiver Bruttoansatz (angefangene Befragungen):	N = 1.979
Realisierte Samplegröße (abgeschlossene Befragungen):	N = 1.372
Allgemeine Ausschöpfung:	69 Prozent (auswertbare Interviews)
Befragungsdauer:	Für eine vollständige Befragung wurden im Durchschnitt 25,4 Minuten benötigt.

2. Hintergrund, Methoden und Daten des Lehrforschungsprojekts „Das soziale Leben Studierender der HU“

Moritz L. Fedkenheuer & Bodo Lippl

(1) Einführung

Anlass für die Umfrage, der sich dieser Bericht widmet, ist die praktische Methodenausbildung der Studierenden des Instituts für Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Studierenden erarbeiteten im Rahmen ihrer Methodenausbildung selbständig eine wissenschaftliche Fragestellung, um sie mit Hilfe von Theorie und Empirie zu beantworten. Die Fragestellungen entwickelten sie, indem sie zu Beginn des Sommersemesters 2010 in Arbeitsgruppen von 3-5 Studierenden Themen im Gesellschaftsbereich Hochschule und Studierendenleben eruierten, den Forschungsstand zu diesem Thema sondierten und dessen wissenschaftliche und gesellschaftliche Relevanz überprüften. Anschließend recherchierten sie theoretische Erklärungsansätze, die für die zu klärenden Fragestellungen Antworten bereithielten. Die so aus der Literatur gewonnenen theoretischen Annahmen (Hypothesen) wurden mittels einer dimensional Analyse operationalisiert und der empirischen Überprüfung zugänglich gemacht.

Die Erhebung der Daten erfolgte mittels einer standardisierten Online-Befragung. Hierfür wurde ein gemeinsames Erhebungsinstrument erstellt, das sich aus einer Fragensammlung sämtlicher Arbeitsgruppen zusammensetzte. Dieses Kapitel informiert über das Design und die Durchführung der Umfrage.

(2) Erhebungsinstrument

Das für die standardisierte Online-Erhebung verwendete Fragebogeninstrument fußt weitgehend auf der Vorarbeit der einzelnen Arbeitsgruppen. Innerhalb des vorgegebenen Themenbereichs „Das soziale Leben Studierender der HU“ entwickelte jede Arbeitsgruppe auf Basis ihrer theoretischen Vorüberlegungen zunächst ein eigenes standardisiertes Erhebungsinstrument für eine Online-Befragung, welches neben den inhaltlich-thematischen Aspekten auch standarddemographische Fragen beinhaltete.

Die Erhebungsinstrumente der Arbeitsgruppen dienten als Vorlage für ein gemeinsames Erhebungsinstrument des Gesamtkurses. Das gemeinsame Erhebungsinstrument, welches von den Kursverantwortlichen erstellt wurde, berücksichtigt die von den Arbeitsgruppen konstruierten Frageinstrumente, redigiert sie leicht und verbindet sie in einer sinnvollen Dramaturgie. Dieses gemeinsame Erhebungsinstrument (im Folgenden kurz das Erhebungsinstrument), ein standardisierter Online-Fragebogen, wurde anschließend mit der Erhebungssoftware Enterprise Feedback Suite 7.1 der Firma Unipark programmiert.

(3) Pretest

Um das Erhebungsinstrument auf seine Tauglichkeit hin zu überprüfen, wurden verschiedene Pretests durchgeführt und das Erhebungsinstrument anhand der Pretest-Ergebnisse sukzessive korrigiert und verbessert. Zunächst erfolgte vom 8.-10.11.2010 eine erste Überprüfung durch die Teilnehmer der Veranstaltung „Empirische Sozialforschung I + II“ selbst. Das verbesserte Erhebungsinstrument wurde den Teilnehmern der Veranstaltung in einem zweiten Pretest vom 10.-13.11.2010 erneut geprüft.

Abschließend wurde an der Leibniz-Universität Hannover ein dritter Pretest unter möglichst realen Feldbedingungen, d. h. ohne die Möglichkeit einzelne Fragebogenseiten zu kommentieren, durchgeführt. Zu diesem waren am Institut für Soziologie der Universität Hannover alle Teilnehmer der Lehr-

veranstaltung „Methoden der empirischen Sozialforschung“ des Vorjahres eingeladen worden. Vom 12.11. bis 15.11.2010 beteiligten sich an diesem Pretest 51 hannoversche Studierende, 42 davon beendeten die Befragung.

(4) Grundgesamtheit und Auswahlverfahren

Die Grundgesamtheit der vorliegenden anonymen Online-Befragung bilden die 29.687 Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin sowie die 6.949 Studierenden der Medizinischen Fakultät/Charité - zusammen also 36.636 Studierende (vgl. Humboldt-Universität 2010). Mit einer E-Mail-Einladung über die Mailingliste „hu-an-studis“² konnten aber nur die 29.859 auf dieser moderierten Mailingliste der Humboldt-Universität eingetragenen Studierenden angeschrieben werden. Davon haben laut dem Computer und Medienservice der HU (CMS) erfahrungsgemäß ca. 70% (21.000) eine gültige E-Mailadresse. Aus dem genannten Auswahlverfahren resultiert, dass die vorliegende Untersuchung strenggenommen nicht als Vollerhebung sondern als ein Convenience-Sample bezeichnet werden muss (vgl. Schnell, Hill, Esser 2005: 386).

Tab. 2: Ausfallgründe und Ausschöpfung im Vergleich mit Vorjahresehebungen, gesamt

	2010		2009		2008	
	N	%	N	%	N	%
HU-Studierende	36.636	100,0	34.240	100,0	34.938	100,0
Mitglieder der Mailingliste	29.859	81,5	31.288	91,4	ca. 25.000	71,6
Aktive E-Mailadressen	21.000	57,3	ca. 22.500	65,7	ca. 18.000	51,5
Abbruch vor Beginn/Nichtteilnahme	19.021	54,4	19.916	58,2	15.610	44,7
Registrierte Zugriffe auf Erhebungs-Website	1.979	5,4	2.584	7,5	2.390	6,8
Abbruch vor/während der Befragung	607	1,7	876	2,6	821	2,3
auswertbare Interviews/Ausschöpfung	1.372	3,7	1.708	5,0	1.569	4,5

(5) Ausschöpfung, Ausfallgründe und Stichprobenbeschreibung

Am 16.11.2010 wurde eine Einladungs-E-Mail an 29.859 E-Mail-Adressen versandt, von denen ca. 21.000 als aktive E-Mail-Adressen eingeschätzt werden können. Diese Zahl bildet aufgrund von möglichen Mehrfacheintragen von E-Mailadressen der Studierenden die maximale Anzahl potentieller Befragungsteilnehmer. Es folgten im November und Dezember 2010 insgesamt 2.273 Zugriffe auf die in der E-Mail angegebene Start- bzw. Begrüßungsseite der Umfrage. Über einen Link auf dieser Begrüßungsseite gelangten die Teilnehmer zur eigentlichen Befragungshomepage, auf der 1.979 Zugriffe registriert wurden.

607 Personen haben die Umfrage während der Befragung beziehungsweise nach Aufruf der 1. Befragungsseite abgebrochen. 1.372 Personen beziehungsweise 3,7% aller HU-Studierenden haben die Befragung beendet. Der Anteil der vollständigen Interviews mit 69,3% aller begonnen Interviews fällt ein wenig höher aus als in den Vorjahren.

² Für nähere Hinweise zu der Mailingliste „hu-an-studis“ siehe: <https://sympa.cms.hu-berlin.de/sympa/info/hu-an-studis>

Um zu überprüfen, wie gut die Auswahl der Befragten die Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin abzubilden vermag, soll sie anhand aus der Grundgesamtheit bekannter Merkmale wie Geschlecht, Herkunft, Fachsemesterzahl und Fakultätszugehörigkeit mit den offiziellen Zahlen über die Studierendenschaft der Humboldt-Universität verglichen werden (vgl. Tab. 3).

Die Stichprobe der Studie setzt sich zu 68,3 Prozent aus weiblichen und nur zu 31,7 Prozent aus männlichen Befragten zusammen. Im Vergleich zu der gesamten Studierendenschaft der Humboldt-Universität sind Frauen somit um fast 10 Prozentpunkte überrepräsentiert.

Während der Anteil Studierender mit deutscher Staatsbürgerschaft an der Humboldt-Universität etwa 83,7 Prozent ausmacht, ist der Anteil der in Deutschland geborenen Befragten mit 89,4 Prozent ein wenig höher. Diese Differenz könnte jedoch auch aus der Verwendung unterschiedlicher Indikatoren für die Messung des Migrationshintergrundes bzw. der sozialen Herkunft resultieren: Während die Anteile der Studierenden von der Humboldt-Universität auf Basis der Staatsbürgerschaft (Nationalität) erfasst wurden, bildete in der Befragung das Land der Geburt den Indikator, so dass die Verteilungen entsprechend nur eingeschränkt miteinander vergleichbar sind. Gleichwohl lässt sich vermuten, dass eventuell auch Sprachbarrieren zu einer geringeren Teilnahme von nicht-deutschen Studierenden geführt haben könnten.

Ein Vergleich der Fachsemesterzahlen zeigt, dass in sich die Verteilung unter den Befragten weitestgehend mit den offiziellen Zahlen der HU-Studierendenstatistik deckt. Auffällig ist lediglich die tendenziell geringere Präsenz von Studierenden höherer Semester, insbesondere jener mit über 12 Fachsemestern. Es lässt sich vermuten, dass dies auf die Form der Kontaktaufnahme bzw. Rekrutierung zurückzuführen ist: Während in den letzten Jahren die Studienanfänger zunehmend automatisch eine HU-E-Mail-Adresse erhielten und auf die „hu-an-studis“-Mailingliste gesetzt wurden, ist dies bei höheren Fachsemestern noch nicht der Fall gewesen. Es scheint sich hierbei also um systematische Ausfälle zu handeln.

Auch in Bezug auf die Fakultätszahlen gleicht die Verteilung in der Stichprobe in weiten Teilen der offiziellen Studierendenstatistik. Auffällig sind lediglich die verstärkte Präsenz der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät II und der Philosophischen Fakultät III sowie die deutlich unterrepräsentierte Medizinische Fakultät. Für die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät II, die u.a. die Informatik umfasst, lässt sich vermuten, dass dort die Erreichbarkeit über die E-Mail-Adresse besonders hoch ist. In umgekehrter Weise könnte die schlechte Erreichbarkeit der Studierenden der Medizinischen Fakultät deren reduzierte Teilnahme erklären, da hier in den offiziellen Zahlen auch FU-Studierende ohne HU-E-Mail-Adresse gelistet werden. Für die Philosophische Fakultät III lässt sich hingegen mutmaßen, dass die dort ansässigen Studierenden der Sozialwissenschaften die hohen Teilnahmewerte hervorgerufen haben. Das Interesse an Thema und Methodik sowie eventuell der Wunsch, den eigenen Kommilitonen behilflich zu sein, könnten mögliche Gründe dafür sein, dass die Studierenden der Sozialwissenschaften 9,9 Prozent der Stichprobe, aber nur 3,6 Prozent der Grundgesamtheit der HU-Studierenden ausmachen. Für alle anderen Fakultäten unterscheidet sich der Anteil im Sample vom Anteil in der Grundgesamtheit um nicht mehr als 3 Prozentpunkte.

Tab. 3: Beschreibung der Stichprobe nach Geschlecht, Herkunft, Semesterzahl und Fakultät³

	Onlinebefragung 2010		Statistik der Humboldt-Universität zu Berlin	
	N	Prozent	N	Prozent
Geschlecht				
weiblich	930	68,3	21.549	58,8
männlich	432	31,7	15.087	41,2
gesamt	1.362	100,0	36.636	100,0
in Deutschland geboren bzw. deutsche Staatsbürgerschaft				
Deutsch bzw. in D. geboren	1.194	89,4	30.663	83,7
nicht Deutsch bzw. nicht in D. geboren	142	10,6	5.973	16,3
gesamt	1.336	100,0	36.636	100,0
Fachsemester				
1. Fachsemester	359	26,2	11.117	26,0
2. Fachsemester	25	1,8	1.069	2,5
3. Fachsemester	297	21,6	6.776	15,9
4. Fachsemester	47	3,4	993	2,3
5. Fachsemester	250	18,2	5.025	11,8
6. Fachsemester	45	3,3	1.086	2,5
7. Fachsemester	117	8,5	2.968	6,9
8. Fachsemester	23	1,7	802	1,9
9. Fachsemester	79	5,8	2.003	4,7
10. Fachsemester	18	1,3	832	1,9
11. Fachsemester	34	2,5	1.608	3,8
12. Fachsemester	11	0,8	748	1,8
>12. Fachsemester	67	4,9	7.703	18,0
gesamt	1.372	100	42.730	100,0
Fakultät				
Juristische Fakultät	77	5,6	2.242	5,8
Landw.-Gärtnerische Fakultät	50	3,7	1.335	3,5
Math.-Naturwiss. Fakultät I	112	8,2	2.370	6,2
Math.-Naturwiss. Fakultät II	219	16,1	4.316	11,3
Medizinische Fakultät	22	1,6	5.639	14,7
Philosophische Fakultät I	120	8,8	4.117	10,7
Philosophische Fakultät II	208	15,3	6.489	16,9
Philosophische Fakultät III	265	19,4	5.440	14,2
Philosophische Fakultät IV	132	9,7	3.471	9,0
Theologische Fakultät	40	2,9	947	2,5
Wirtschaftswiss. Fakultät	98	7,2	1.961	5,1
Sonstiges	20	1,5	29	0,1
gesamt	1363	100,0	38.356	100,0

* Quelle: Humboldt-Universität zu Berlin (2010); eigene Berechnung

³ Bei der Interpretation der abgebildeten Zahlen ist Folgendes zu berücksichtigen: Die offiziellen Statistiken der Humboldt-Universität führen zum Teil nicht die Studierenden („Köpfe“) sondern sämtliche Studienfälle.

Trotz der genannten Abweichungen entspricht das Sample im Wesentlichen aber den tatsächlichen Verteilungen. Daher ist davon auszugehen, dass die Befragungsdaten (unter Nennung der Einschränkungen) Aussagen über die Studierenden der Humboldt-Universität insgesamt zulassen.

(6) Feldzeit und Befragungsdauer

Die Feldzeit begann mit dem Versand der Einladungs-E-Mail am 16.11. um 11:25 Uhr über die Mailingliste „hu-an-studis“ der Humboldt-Universität und lief bis zum 7.12.2010. Über zwei Drittel bzw. 72% der insgesamt 1.979 Zugriffe wurden bereits am ersten Erhebungstag getätigt. Dies entspricht 989 der beendeten Befragungen. Nachfolgend nahm die Zugriffshäufigkeit pro Tag mehr oder weniger kontinuierlich ab.

Während in mündlichen oder persönlichen Befragungen die Interviewdauer recht zuverlässig gemessen werden kann, ist dies bei Online-Umfragen nur begrenzt möglich. So können die Befragten das Ausfüllen des Fragebogens auf unbestimmte Zeit unterbrechen, was eine Verlängerung der Befragungsdauer nach sich zieht. Entsprechend lassen sich auch in der vorliegenden Studie Befragungsdauern von bis zu 208 Minuten (!) konstatieren.

Da der Median der Bearbeitungszeit jedoch bei 24,5 Minuten liegt und zudem im Pretest eine durchschnittliche Interviewdauer von etwa 31 Minuten ermittelt wurde, werden zur Berechnung der durchschnittlichen Befragungsdauer pro vollständiges Interview die Ausreißer ignoriert.⁴ Damit ergibt sich eine durchschnittliche Befragungszeit von 25,4 Minuten.

(7) Datensatzerstellung, Anonymisierung und weitere Hinweise

Bevor die erhobenen Daten im Rahmen der Lehrveranstaltung 'Empirische Sozialforschung I + II' den Studierenden zur Verfügung gestellt werden konnten, musste überprüft und sichergestellt werden, dass eine Re-Identifizierung einzelner Personen unter keinen Umständen möglich ist. Auch wenn die Daten anonym erhoben wurden und auf die Abfrage von konkreten individuellen Identifikationsmerkmalen verzichtet wurde, hätten seltene Angaben der Befragten unter Umständen dazu führen können, einzelne Befragte zu identifizieren. Durch die Zusammenfassung von Antwortkategorien mit seltenen Ausprägungen wird eine ohnehin unwahrscheinliche Identifizierung einzelner Befragten gänzlich unmöglich:

- Studienfächer wurden auf Fakultätsebene aggregiert.
- Höhere Semester wurden zu einer gemeinsamen Kategorie „16. Fachsem. oder mehr“ bzw. „17. Hochschulse. oder mehr“ zusammengefasst.
- Alle Partnerschaften, deren Beginn vor 1998 liegt, wurden zu einer Kategorie „1997-1939“ subsumiert.
- Postleitzahlen der Wohnorte wurden auf der Ebene der Berliner Bezirke aggregiert.
- Ältere Geburtsjahrgänge vor 1972 wurden mit der Kategorie „1971-1930“ ersetzt.
- Bei der Religionszugehörigkeit wurden selten genannte Religionen (insbes. Islam und Judentum) in die Kategorie „sonstige Religionen“ integriert.

Der endgültige Datensatz wurde „gelabelt“ und wird zusammen mit dem Codebook sowie den Erhebungsmaterialien am Lehr- und Arbeitsbereich Empirische Sozialforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin verwaltet und für weitere Analysen genutzt.

⁴ Als Ausreißer gelten sowohl die 4,7% der Befragten mit mehr als 50 Minuten Befragungsdauer, als auch die 0,4% mit unter 10 Minuten.

Zum Schutz der personenbezogenen Daten wurden die E-Mail-Adressen, die für die Verlosung des Incentives benötigt wurden, sofort nach Abschluss der Feldzeit separat abgespeichert und ebenso gemäß den Datenschutzregelungen gesichert verwahrt. Nach der Verlosung sowie Re-Kontaktierung der Befragten für die Information über den Ergebnisband sind die Emailadressen gelöscht worden.

(8) Literatur

- Humboldt-Universität zu Berlin, Abteilung Lehre (2010): *Studierendenstatistik*; unter: http://lehre.hu-berlin.de/cgi-bin/index.cgi?page=qualitaetssicherung_studierendenstatistik_detail (letzter Zugriff: 26.01.2010)
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (2005): *Methoden der empirischen Sozialforschung* (7. Auflage), München/Wien: R. Oldenbourg

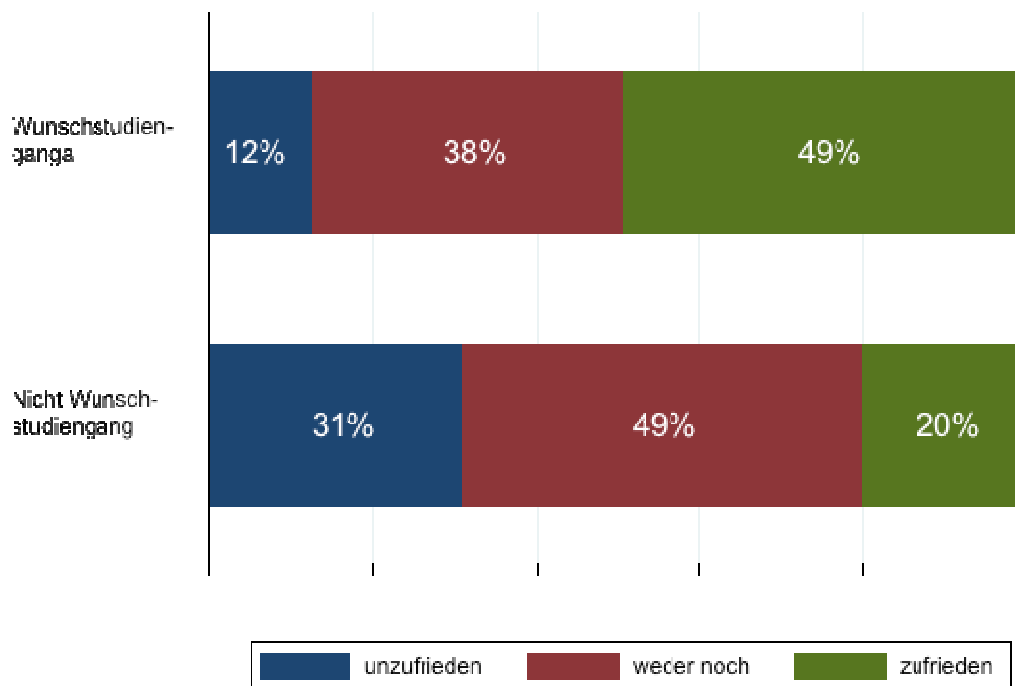
3. Allgemeine Einschätzungen zum Studium

Alicia Ebeling, Ulrike Lerche & Kai Schwärmer

Dieses Kapitel des Ergebnisbandes widmet sich den allgemeinen Äußerungen zum Studium und beinhaltet Themenbereiche wie z.B. Studienzufriedenheit, Noten und Zukunftsperspektiven oder auch Aspekte die den Studienabschluss betreffen. Dabei werden diese Bereiche nachfolgend miteinander in Beziehung gesetzt und z.B. der Frage nachgegangen, ob ein Zusammenhang besteht zwischen Geschlecht und Studienleistung. Die Ergebnisse werden anhand von Diagrammen veranschaulicht und erläutert.

Ein Blick auf die Studienzufriedenheit zeigt, dass etwa die Hälfte aller Studierenden, die in ihrem „Wunschstudiengang“ immatrikuliert sind, angibt, mit der Gesamtsituation im Studium zufrieden zu sein (vgl. Abb. 1). Auf der anderen Seite sind nur 12% dieser Gruppe mit der Gesamtsituation des Studiums unzufrieden. Alle übrigen Studierenden im „Wunschstudiengang“, etwas mehr als ein Drittel, gaben an, weder zufrieden noch unzufrieden zu sein.

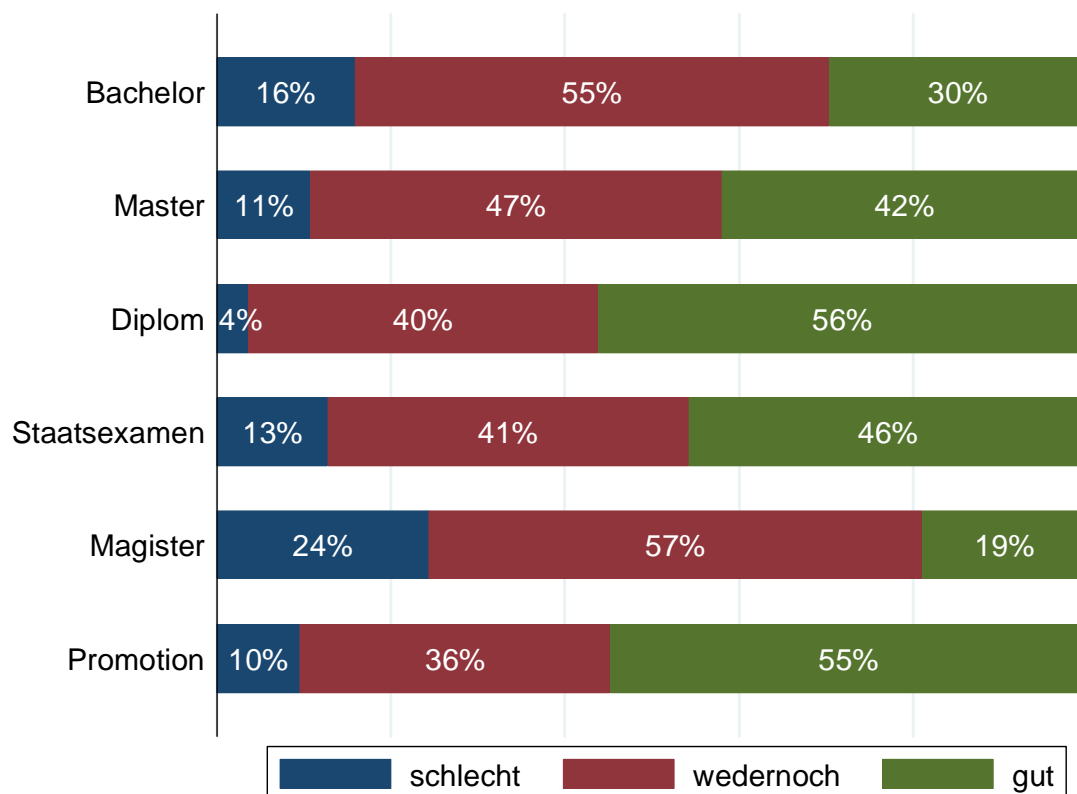
Abb. 1: Zufriedenheit mit Gesamtsituation nach Wunschstudiengang in Prozent



Bei den Studierenden, die derzeit nicht das gewünschte Fach studieren, zeigt sich erwartungsgemäß ein etwas anderes Bild. Zwar sind immer noch 20% dieser Studierenden mit der Gesamtsituation im Studium zufrieden, etwa ein Drittel gab aber an, unzufrieden zu sein. Verglichen mit den im „Wunschstudiengang“ immatrikulierten sind also deutlich mehr Studierende unzufrieden. Der Anteil derer, die angaben, weder unzufrieden noch zufrieden zu sein, liegt hier bei etwa 50%.

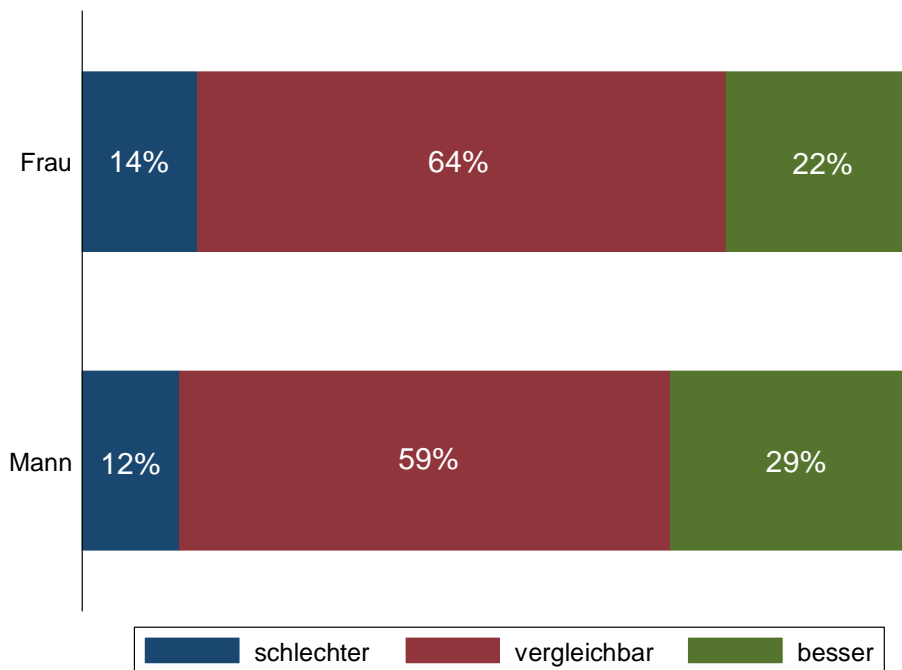
Bei der Betrachtung der erwarteten Zukunftsperspektive in Abhängigkeit vom angestrebten Hochschulabschluss fällt auf, dass die Diplom-Studierenden ihre Zukunftschancen am positivsten bewerten. 56% der angehenden Diplom-Absolventen schätzen ihre Zukunftsperspektive als gut ein, gefolgt von 55% der Promovierenden und 46% der Staatsexamensstudierenden (vgl. Abb. 2). Bei den Master-Studierenden liegt dieser Anteil immerhin noch bei 42%, wohingegen bei den Bachelor-Studierenden nur 30% ihre Zukunftsperspektive als gut einschätzen. Am negativsten schauen die Magister-Studierenden in ihre Zukunft. Hier ist der Anteil derjenigen, die ihre Zukunftsperspektive als gut bewertet mit 19% am geringsten und zudem der Anteil derjenigen, die ihre Zukunftschancen als schlecht einschätzen, am größten.

Abb. 2: Zukunftsperspektive nach Abschluss in Prozent



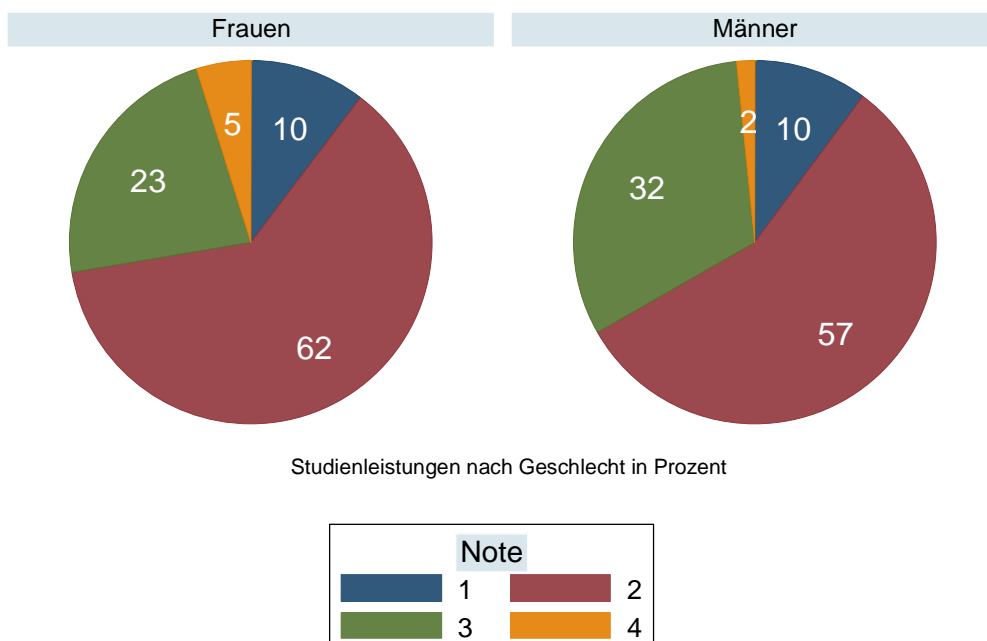
Die Studienleistung der Befragten wurde per Selbsteinschätzung erhoben. Dabei wurden die Studierenden u.a. darum gebeten, ihre eigene Leistung ins Verhältnis zu den Studienleistungen der Mitstudierenden zu setzen. Schaut man sich die Angaben hierzu in Abhängigkeit vom Geschlecht an, dann zeigt sich, dass Studentinnen ihre eigene Leistung etwas selbstkritischer bewerten als Studenten. Von den Frauen bewerten nur 22% ihre eigenen Leistungen besser als die Leistungen der Kommilitonen (vgl. Abb. 3). Von den männlichen Studierenden gehen hingegen ganze 29% davon aus, dass sie bessere Leistungen als ihre Mitstudierenden erbringen. 64% der Frauen und 59% der Männer halten ihre Leistungen in etwa vergleichbar mit den Leistungen der Anderen. Dass die eigenen Leistungen schlechter als die der Mitstudierenden sind, denken 14% der weiblichen und 12% der männlichen Studierenden.

Abb. 3: Studienleistung im Vergleich zu Mitstudierenden nach Geschlecht in Prozent



Darüber hinaus waren die Befragten dazu aufgefordert, für ihre Gesamtleistungen des vergangenen Semesters eine Durchschnittsnote zu schätzen. Es zeigt sich, dass hierbei Frauen ihre eigene Leistung etwas besser bewerten als Männer (vgl. Abb. 4). Zwar geben beide zu gleichen Teilen (10%) an, einen Gesamtnotendurchschnitt von 1 zu haben. 62% der Frauen nannten aber einen Notendurchschnitt von 2, hinter dem die Männer mit einer Differenz von 5% (57%) zurückliegen.

Abb. 4: Studienleistung in Noten nach Geschlecht in Prozent



4. Studienmotivation

Gözde Böcü, Monika Homecka, Manuela Plöger, Nadine Poppenhagen & Ronja Schmidtpott

Im Hochschulalltag werden wir häufig mit unterschiedlichen Stereotypen für bestimmte Fächer und deren Studentenschaft konfrontiert. Es existieren mehr oder weniger bekannte Vorurteile, die sowohl positive als auch negative Merkmale umfassen können, vom karriereorientierten BWL-Studenten bis zum Philosophen im Selbstfindungsprozess. Fächer und Fakultäten unterscheiden sich in ihrem Ruf und den Assoziationen, die sie hervorrufen. Eine wichtige Dimension, entlang derer solcherlei Stereotypen konstruiert werden, ist die Frage nach dem Grad der Karriereorientierung bzw. der Möglichkeit zur Selbstentfaltung.

Um zu überprüfen, ob solcherlei Annahmen in der Realität ihre Bestätigung finden, soll im Folgenden die Studienmotivation der Befragten näher betrachtet werden. Was motiviert die Studenten zu ihrem Studium und wie unterscheidet sich diese Motivation möglicherweise zwischen einzelnen Fakultäten? Ist es tatsächlich so, dass Juristen stärker karriereorientiert sind als Geisteswissenschaftler?

In der Umfrage wurde die Studienmotivation mit Hilfe von insgesamt acht Zustimmungsfragen erfasst. Die Befragten wurden gebeten, ihren Zustimmungsgrad zu verschiedenen Aussagen anzugeben, wie z.B. „Ich studiere um Karriere machen zu können“ oder „Ich studiere um einen positiven Beitrag zu gesellschaftlichen Veränderungen zu leisten“. Die Ergebnisse hierzu werden im Folgenden mit grafischen und tabellarischen Darstellungen veranschaulicht.

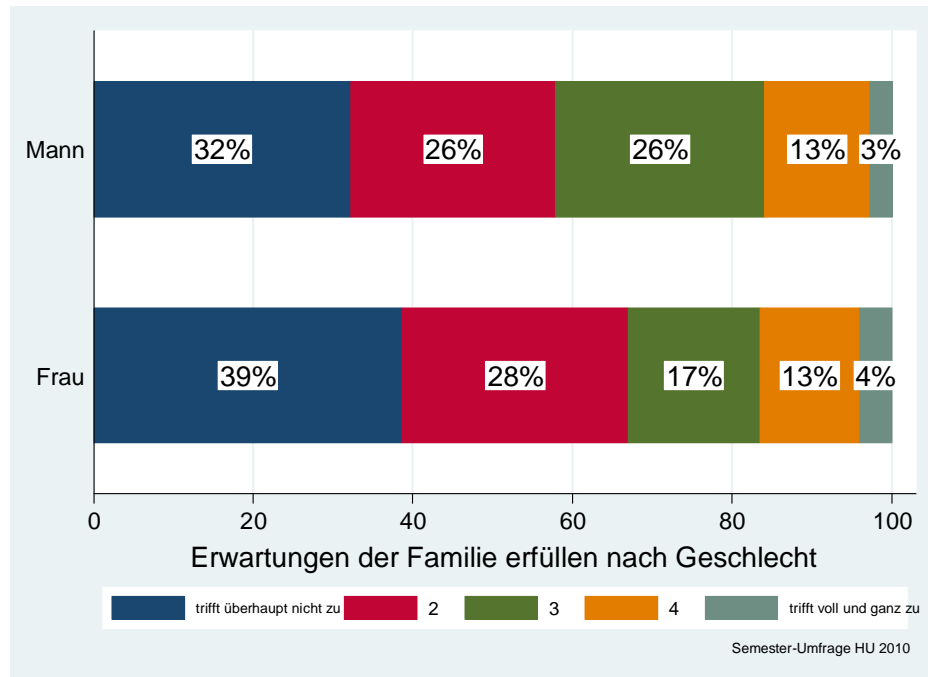
In Tab. 4 ist zu sehen, wie die Aussage „Ich studiere um Karriere zu machen“ von den Befragten der verschiedenen Fakultäten bewertet wurde. Es fällt auf, dass für die Wirtschaftswissenschaftler und die Juristen diese Aussage am häufigsten zutrifft. Von der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gaben ganze zwei Drittel (66%) der Befragten an, dass die Aussage auf sie zutreffe, für 22% treffe sie sogar „voll und ganz“ zu. Bei den Juristen sind es immerhin noch 62% bzw. 22%. Dies zeigt, dass die Wirtschaftswissenschaftler und auch die Juristen besonders karriereorientiert sind. Auf der anderen Seite sind vor allem die Studierenden der Theologischen Fakultät dieser Aussage gegenüber negativ eingestellt und haben zu 31% mit „trifft überhaupt nicht zu“ geantwortet. Auch 19% der Studenten der Philosophischen Fakultäten I und IV wählten diese Antwortkategorie. Betrachtet man die Philosophische Fakultät III, zu der auch die Studierenden der Sozialwissenschaften zählen, fällt auf, dass auch für sie die Karrieremöglichkeiten keine vordergründige Studienmotivation darstellen, denn für 42% der Befragten dieser Gruppe trifft die Aussage nicht zu. Betrachtet man die Gesamtheit der Antworten aus allen Fakultäten wird deutlich, dass sich in etwa ein Gleichgewicht einstellt, zwischen denen, die der Aussage zustimmen, und denen, die sie ablehnen: Während für 13% aller Studenten die Aussage „überhaupt nicht“ zutreffe, trifft sie für 11% „voll und ganz“ zu.

Tab. 4: „Ich studiere um Karriere machen zu können“ nach Fakultäten, Angaben in (Zeilen-) Prozenten

Fakultät	Trifft überhaupt nicht zu	2	3	4	Trifft voll und ganz zu	Total
Juristische Fakultät	7	11	20	40	22	100
Landwirtschaftlich- Gärtnerische Fakultät	9	20	28	26	17	100
Mathematisch- Naturwissenschaftliche Fa- kultät I	11	27	20	31	11	100
Mathematisch- Naturwissenschaftliche Fa- kultät II	10	23	30	25	12	100
Philosophische Fakultät I	19	24	31	19	6	100
Philosophische Fakultät II	13	31	30	19	6	100
Philosophische Fakultät III	12	29	29	22	8	100
Philosophische Fakultät IV	19	27	23	22	9	100
Theologische Fakultät	31	22	29	16	2	100
Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät	3	10	21	42	24	100
Total	13	24	27	25	11	100

Ein weiterer Grund ein Studium aufzunehmen kann sich aus den Erwartungen der Familie ergeben. Die Abb. 5 zeigt, wie sehr die Aussage „Ich studiere um den Erwartungen meiner Familie gerecht zu werden“ auf die Befragten zutrifft und differenziert die Angaben nach Geschlecht. Es lässt sich erkennen, dass die Erwartungen der Familie prinzipiell eher wenig dazu beitragen, dass ein Studium angefangen wird. Für 32% der Männer und sogar 39% der Frauen trifft diese Aussage „überhaupt nicht“ zu. Lediglich 3% der Männer bzw. 4% der Frauen gaben an, die Aussage treffe „voll und ganz“ zu. Der Vergleich nach Geschlecht deutet also darauf hin, dass Frauen etwas seltener durch die Erwartungen aus der Familie angetrieben werden, als die Männer. Dieser Befund ließe sich damit erklären, dass an Männer möglicherweise andere Erwartungen gestellt werden als an Frauen oder aber auch, dass es Frauen, trotz gleicher Erwartungen, vielleicht leichter fällt, sich von diesen zu lösen.

Abb. 5: „Ich studiere um den Erwartungen meiner Familie gerecht zu werden“ nach Geschlecht



Mit einer akademischen Ausbildung wird häufig ein hohes gesellschaftliches Ansehen verbunden. Tab. 5 zeigt, wie sehr die Aussage „Ich studiere um später hohes gesellschaftliches Ansehen zu erlangen“ auf die Studenten der Humboldt-Universität zutrifft. Es wird nicht nur die Gesamtverteilung angegeben, sondern auch zwischen Männern und Frauen differenziert.

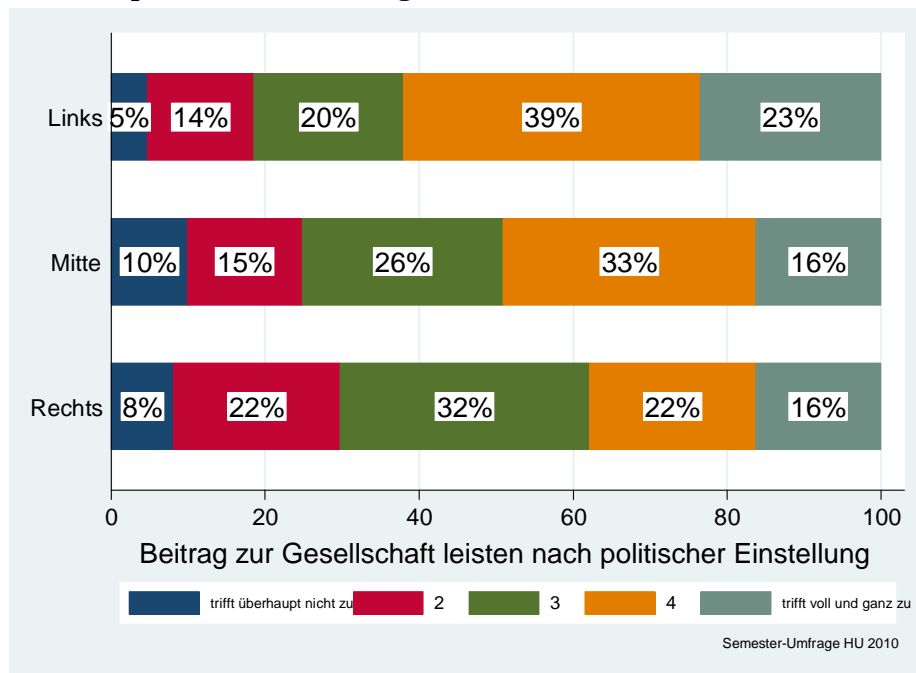
Tab. 5: „Ich studiere damit ich später ein hohes gesellschaftliches Ansehen genieße“ nach Geschlecht, Angaben in (Zeilen-) Prozenten

	Trifft überhaupt nicht zu	2	3	4	Trifft voll und ganz zu	Total
Männer	17	28	26	22	7	100
Frauen	19	30	28	17	5	100
Total	18	30	28	18	6	100

Insgesamt trifft nur für 6% der Befragten das gesellschaftliche Ansehen als Studiengrund „voll und ganz“ zu, etwas stärker für die Männer (7%) als für die Frauen (5%). Einen deutlicheren Unterschied zwischen Männern und Frauen erkennt man, wenn man die beiden letzten Kategorien zusammen betrachtet: Für 29% der Männer trifft die Aussage mindestens schwach zu, aber nur für 22% der Frauen. Insgesamt scheint die Steigerung des gesellschaftlichen Ansehens aber nicht besonders bedeutend zu sein für die Studenten. 48% aller Befragten wählten eine der ersten beiden Kategorien und brachten damit zum Ausdruck, dass hohes gesellschaftliches Ansehen für sie kein Studiengrund ist.

Eine weitere Studienmotivation kann es sein, dass jemand hofft mit seinem Studium einen positiven Beitrag zur Gesellschaft leisten zu können. Studierende als „Weltverbesserer“, dieses Bild ist durchaus in einigen Teilen der Gesellschaft verbreitet und wird häufig mit einer politisch eher linken Einstellung in Verbindung gebracht. Die Abb. 6 zeigt, in wie weit sich dieses Klischee mit den Ergebnissen unserer Umfrage bestätigen lässt. Abgebildet wird die Zustimmung zu der Aussage „Ich studiere um einen positiven Beitrag zur gesellschaftlichen Veränderung zu leisten“, untergliedert nach der politischen Selbsteinstufung in Links, Mitte und Rechts.

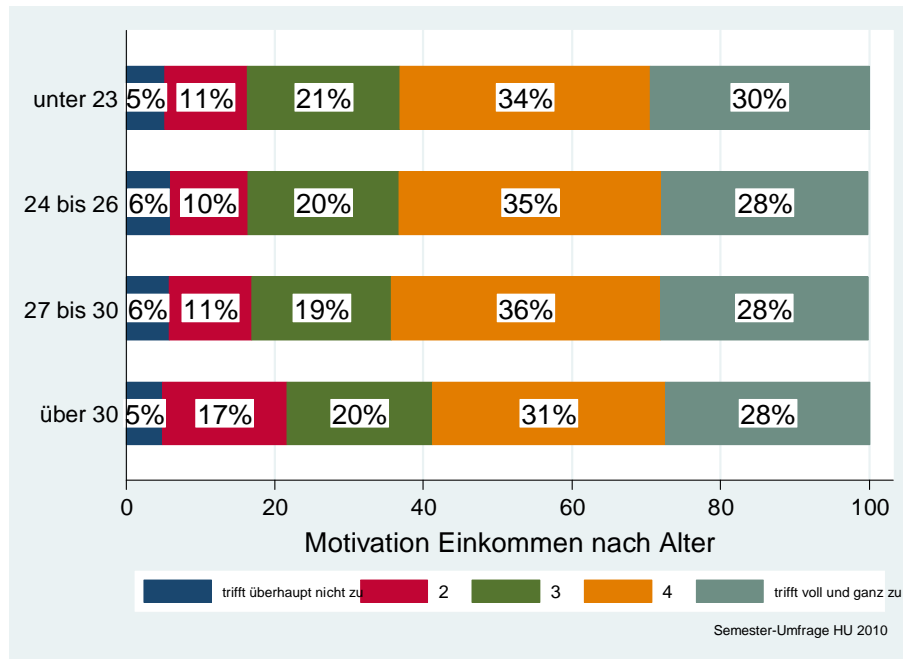
Abb. 6: „Ich studiere um einen positiven Beitrag zur gesellschaftlichen Veränderungen zu leisten“ nach politischer Einstellung



Der erwartete Zusammenhang scheint sich zu bestätigen: für 23% der Studierenden, die sich selbst als politisch Links einstufen, trifft die Aussage „voll und ganz“ zu und für weitere 39% von ihnen zumindest zu. Insgesamt bestätigten also 62% der „linken“ Studenten den Wunsch nach einem gesellschaftlichen Beitrag als Motivationsgrund. Bei den sich selbst als eher rechts einstufenden Studierenden bestätigen dies hingegen nur 38%, dabei lediglich 16% mit „voll und ganz“. Die politische Mitte scheint gespalten in dieser Frage, denn für 10% trifft die Aussage „überhaupt nicht“ zu, für 15% hingegen „voll und ganz“. Fasst man die beiden letzten Kategorien erneut zusammen, trifft die Aussage immerhin für 49% dieser Gruppe zu - im Vergleich zu den „rechten“ Studenten ist das deutlich mehr.

Auch der Wunsch nach einem gesicherten Einkommen, kann bei der Studienwahl eine Rolle spielen. In Abb. 7 wird die prozentuale Verteilung nach Altersgruppen auf die Zustimmungfrage „Ich studiere um später ein gesichertes Einkommen beziehen zu können“ betrachtet.

Abb. 7: „Ich studiere um später ein gesichertes Einkommen beziehen zu können“ nach Altersgruppen



Betrachtet man die Verteilungen, dann fällt zunächst auf, dass keine großen Unterschiede zwischen den einzelnen Altersgruppen festzustellen sind. Für die Mehrheit der Studierenden aller Altersgruppen ist die Perspektive auf ein gesichertes Einkommen eine Motivation für das Studium. Für jeweils mehr als ein Viertel der Befragten trifft die Aussage „Ich studiere um später ein gesichertes Einkommen beziehen zu können“ sogar „voll und ganz zu“ (28-30%). Jeweils gut ein weiteres Drittel der Befragten kann der Aussage zumindest zustimmen (31-36%). Überhaupt nicht zutreffend ist die Aussage lediglich für eine kleine Gruppe von Studierenden, nämlich 5 bzw. 6% der Befragten.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass verschiedene Gründe zur Aufnahme eines Studiums führen können und die Studienmotivation zwischen verschiedenen Studierendengruppen variiert. Bei den Motivationsgründen gibt es Unterschiede nach Geschlecht, Fachrichtung und politischer Einstellung.

5. Zeitverwendung

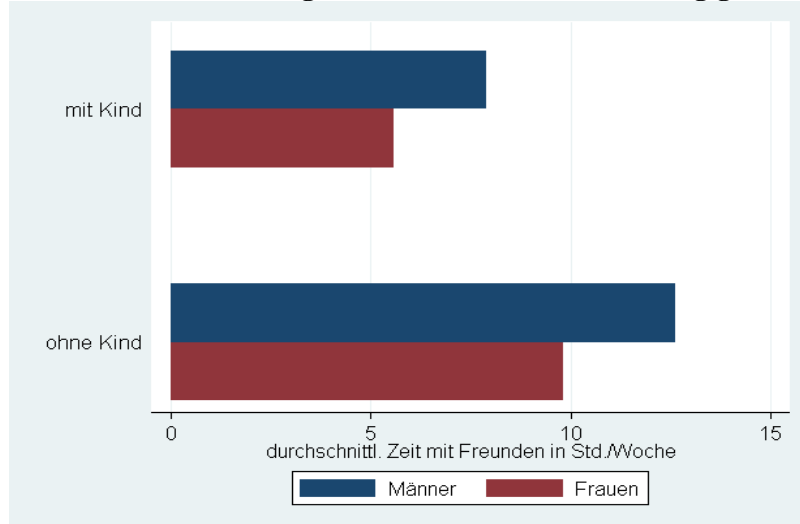
Nele Dehnenkamp, Frederic Lenz, Clara-Maria Schulze & Hannes Storm

Obschon eigentlich reichlich von ihr vorhanden ist, so scheint sie doch immer knapp zu sein, und sobald sie einmal ausreichend zur Verfügung steht, verrinnt sie doppelt so schnell. Zeit ist deshalb für sozialwissenschaftliche Betrachtungen ein Objekt von Interesse, da die Art und Weise, wie sich Individuen in verschiedenen Kontexten ihre Zeit einteilen, viel über die Strukturen ihres Alltages verrät. Allein das Beispiel einer Familie, in der beide Partner berufstätig sind und die Kinder ihrem Alter entsprechend unterschiedlich organisierte Tagesabläufe haben, illustriert zureichend, welche Bedeutung einem guten Zeitmanagement heutzutage zukommt. Das betrifft sowohl die Anforderungen im Beruf oder Studium, als auch Bereiche wie Freunde, Verwandtschaft, Freizeit und die Bedürfnisse des menschlichen Körpers in Form von Schlaf-, Mahl- und Entspannungszeiten. Ebenso lässt sich aus der individuellen Zeitverwendung des Einzelnen erschließen, wo seine oder ihre Präferenzen liegen, welche Teile des Alltages besondere Bedeutung einnehmen und welche er oder sie eher vernachlässigt. Es wird also deutlich, dass auch die Frage nach der Zeitverwendung in einer, die sich mit dem „Leben der HU-Studierenden“ befasst, nicht fehlen sollte. Das folgende Kapitel soll daher darüber informieren, womit die befragten Studenten/innen ihre Zeit verbringen und welche Lebensbereiche dabei besondere Berücksichtigung finden.

In Bezug auf Freundschaften, als vermutlich einen der zentralsten Lebensinhalte für viele Studierende, drängt sich zunächst die Frage auf, wie viel Zeit Studenten/innen mit ihren Freunden/innen verbringen. Folgende Aussagen können nach der Auswertung der Daten getroffen werden: Im Durchschnitt treffen sich HU-Studierende 10,3 Stunden pro Woche mit ihren Freunden/innen. Der Geschlechtervergleich offenbart: das Klischee vom stets gesprächigen weiblichen Geschlecht wird durch die Daten von Studierenden der Humboldt-Universität widerlegt, denn Männer sehen ihre Freunde/innen häufiger als Frauen. Im Durchschnitt verbringen sie rund 12 Stunden pro Woche mit ihren Freunden. Ihre Mitstudentinnen hingegen treffen sich durchschnittlich „nur“ 9,3 Stunden pro Woche.

Ein weiterer interessanter Zusammenhang wird deutlich, sobald die mit Freunden verbrachte Zeit zwischen Studierenden mit und ohne Kinder verglichen wird, zudem in Abhängigkeit vom jeweiligen Geschlecht (vgl. Abb. 8). Zum einen wird ersichtlich, dass studierende Eltern deutlich weniger Zeit für ihren Freundeskreis aufwenden: Im Vergleich zu der Mehrheit der Kinderlosen verbringen die studierenden Eltern etwa 5 Stunden weniger Zeit pro Woche mit ihren Freunden. Zum anderen bestätigt sich auch hier wieder, dass männliche Studierende einen größeren Teil ihrer Zeit für die Pflege ihrer Freundschaften aufwenden als Frauen.

Abb. 8: Zeitverwendung studierender Eltern in Abhängigkeit vom Geschlecht



Ein weiterer Zusammenhang besteht zwischen der Zeit, die mit Freunden verbracht wird, und dem wahrgenommenen Leistungsdruck (vgl. Tab. 6). Studienteilnehmer/innen, welche den Leistungsdruck in ihrem Studium als zu hoch wahrnehmen, verbringen deutlich weniger Zeit im Freundeskreis als Befragte, die keinen Leistungsdruck verspüren.

Tab. 6: Zusammenhang zwischen Leistungsdruck und der mit FreundInnen verbrachten Zeit

Leistungsdruck zu hoch?	Zeit mit FreundInnen
1 überhaupt nicht	11.0 h
2	11.5 h
3	10.9 h
4	9.8 h
5 voll und ganz	7.8 h

Die Frage nach der Zeit, welche mit Freunden verbracht wird, ist dabei vermutlich eng verknüpft mit dem Arbeitsaufwand, der für das eigene Studium zu leisten ist. Die Bologna-Reform und die damit einhergegangene Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge führte dazu, dass der Begriff „workload“ nicht nur in den Hörsälen der Universitäten in aller Munde geriet. Sowohl Politiker/innen als auch die breite Öffentlichkeit diskutieren, wie viel Arbeitsaufwand für ein Studium angemessen ist. Aufgrund der Relevanz dieser Frage erscheint es interessant zu sein, einen Blick darauf zu werfen, welche Angaben die HU-Studierenden bezüglich ihres Arbeitsaufwandes gemacht haben.

Die Befragten wenden im Durchschnitt knapp 15 Stunden wöchentlich für Lehrveranstaltungen auf. Allerdings nimmt die Stundenzahl mit zunehmendem Alter und der damit verbundenen höheren Fachsemesterzahl stetig ab. Ein Geschlechterunterschied ist in Bezug auf die Zeit für Lehrveranstaltungen nicht festzustellen. Anders sieht das aus wenn man sich den Zeitaufwand für die Vor- und Nachbereitung anschaut: Frauen verwenden auf die Vor- und Nachbereitung von Veranstaltungen mit 13,5 Stunden wöchentlich rund zweieinhalb Stunden mehr als Männer. Auf die Frage, wie viel Stunden in der

Woche für die Vor- und Nachbereitung eigentlich nötig gewesen wären, antworteten die Befragten mit 19 Stunden. Dies deutet an, dass die Mehrheit der Befragten selbstkritisch festgestellt hat, dass eigentlich mehr Zeit hätte investiert werden müssen, um den Anforderungen des Studiums gerecht zu werden.

Darüber hinaus lässt sich zeigen, dass der viel diskutierte „workload“ nicht für alle Studenten/innen das gleiche Ausmaß annimmt, sondern stark vom gewählten Studienfach abhängt. Es offenbarten sich deutliche Differenzen zwischen den Fakultäten (vgl. Tab. 7). Die von der Einführung des Bachelor- und Mastersystems nicht betroffene Juristische Fakultät stellt zusammen mit den wirtschaftswissenschaftlichen Fächern bei rund 30 Stunden Arbeitsaufwand wöchentlich die höchsten Anforderungen an ihre Studenten/innen. Die meiste Zeit für außeruniversitäre Aktivitäten bleibt laut Umfrage denjenigen, die sich für ein Studium an der Mathematisch Naturwissenschaftliche Fakultät II entscheiden – hier müssen im Durchschnitt nur 19 Stunden wöchentlich für die Uni gearbeitet werden.

Tab. 7: Zeitverwendung für das Studium

Fakultät	In Veranstaltungen verbrachte Zeit (h/Woche)	Zeit zur Vor- Nachbereitung der Veranstaltungen (h/Woche)	Insgesamt für die Universität verwendete Zeit (h/Woche)
Juristische Fakultät	10,5	19,5	30,0
Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät	9,0	10,9	19,9
Mathematisch Naturwissenschaftliche Fakultät I	9,5	13,3	22,7
Mathematisch Naturwissenschaftliche Fakultät II	7,1	11,5	18,6
Charité – Universitätsmedizin	12,1	15,0	27,1
Philosophische Fakultät I	13,9	13,6	27,5
Philosophische Fakultät II	14,8	13,0	27,8
Philosophische Fakultät III	12,9	13,6	26,5
Philosophische Fakultät IV	15,8	10,0	25,8
Theologische Fakultät	15,0	12,1	27,1
Wirtschaftswissenschaftliche Fa- kultät	17,5	12,5	30,0
Sonstige	16,6	14,2	30,8

Einblicke in die Alltagswelt der HU-Studierenden liefert zudem die Betrachtung der Zeitverwendung für die Erwerbsarbeit. So lässt sich als weiteres Ergebnis der Umfrage festhalten, dass die Mehrzahl der HU-Studierenden einer Erwerbstätigkeit nachgeht. 60% der Umfrage-Teilnehmer/innen gaben an, einen Job neben dem Studium zu haben. Das Alter der Studierenden spielt dabei eine bedeutende Rolle: mit zunehmendem Alter verbringen sie mehr Zeit mit dem Geldverdienst. Bei den 18- bis 24-Jährigen kann immerhin jede/r zweite das Studium ohne einen Job bestreiten, bei Studierenden ab 25 Jahren ist es nur noch jede/r fünfte. Auch der Zeitaufwand für den Job steigt mit dem Alter an: Mit 30 Jahren wird im Durchschnitt 13 Stunden wöchentlich gearbeitet, mit 20 Jahren hingegen nur 3 Stunden. Bemerkenswert ist, dass selbst im ersten Semester jede/r Zweite einem Job nachgeht.

Der Einfluss der sozialen Lage auf die wöchentliche Arbeitszeit wird aus der Tab. 8 ersichtlich. Befragte, die ihre Eltern der Unterschicht zugeordnet haben, arbeiten pro Woche im Durchschnitt 9,5 Stunden. Studenten/innen aus der Mittelschicht wenden hingegen nur 8,5 Stunden pro Woche für die Erwerbsarbeit auf und für die Oberschicht reduziert sich die Stundenzahl noch einmal um eine Stunde. Es lässt sich vermuten, dass auf Grund geringerer finanzieller Mittel in den unteren Gesellschaftsschichten dort eine Erwerbsarbeit die unzureichende Unterstützung durch die Eltern kompensieren muss.

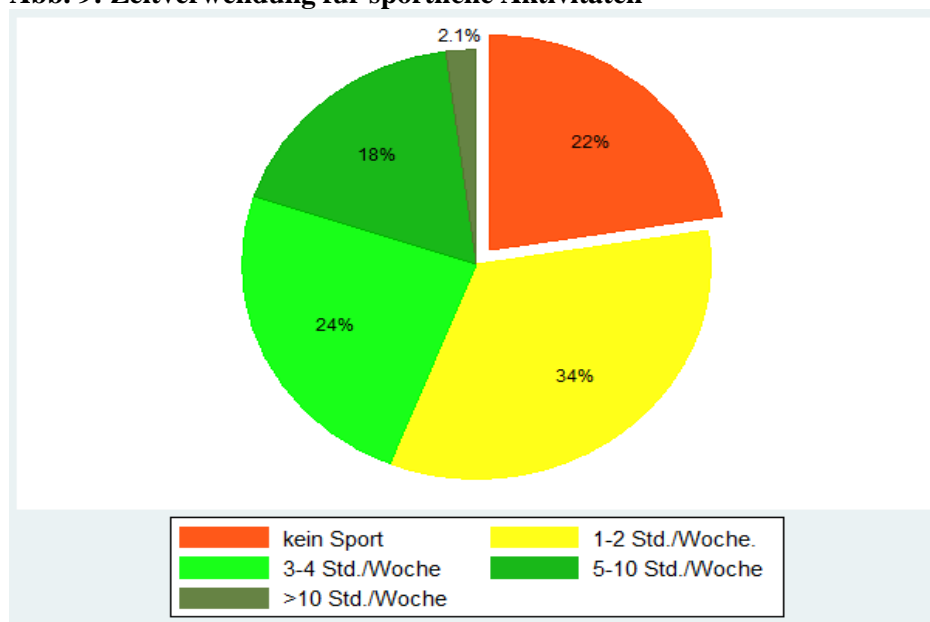
Tab. 8: Zusammenhang zwischen Schichteinstufung der Eltern und wöchentliche Arbeitszeit

Schichteinstufung der Eltern	Wöchentliche Arbeitszeit
Unterschicht	9,5 Stunden
Mittelschicht	8,5 Stunden
Oberschicht	7,5 Stunden

Die Frage nach dem Zeitaufwand für ehrenamtliches Engagement ergab, dass ein Drittel der HU-Studierenden in diesem Bereich aktiv ist. Während das Alter keinen Einfluss hat, zeigt sich ein Zusammenhang mit der Studienmotivation. Wenn Studierende mit ihrem Studium das Ziel verfolgen, einen positiven Beitrag zu gesellschaftlicher Veränderung zu leisten, engagieren sie sich auch häufiger ehrenamtlich. Geben sie eine zukünftige Karriere als Ziel an, ist der Effekt umgekehrt.

Die Mehrheit der Studenten/innen treibt außerdem wöchentlich Sport. Dabei wendet etwa ein Drittel pro Woche 1-2 Stunden für sportliche Aktivitäten auf, ein weiteres Viertel 3-4 Stunden. Nur ein geringer Anteil von 2% der Befragten macht mehr als 10 Stunden pro Woche Sport. Ein Vergleich nach Geschlecht ergibt, dass Männer sich im Durchschnitt 3,5 Stunden pro Woche betätigen, während Frauen „nur“ 2,5 Stunden trainieren.

Abb. 9: Zeitverwendung für sportliche Aktivitäten



6. Belastung Studierender und deren gesundheitliche Verfassung

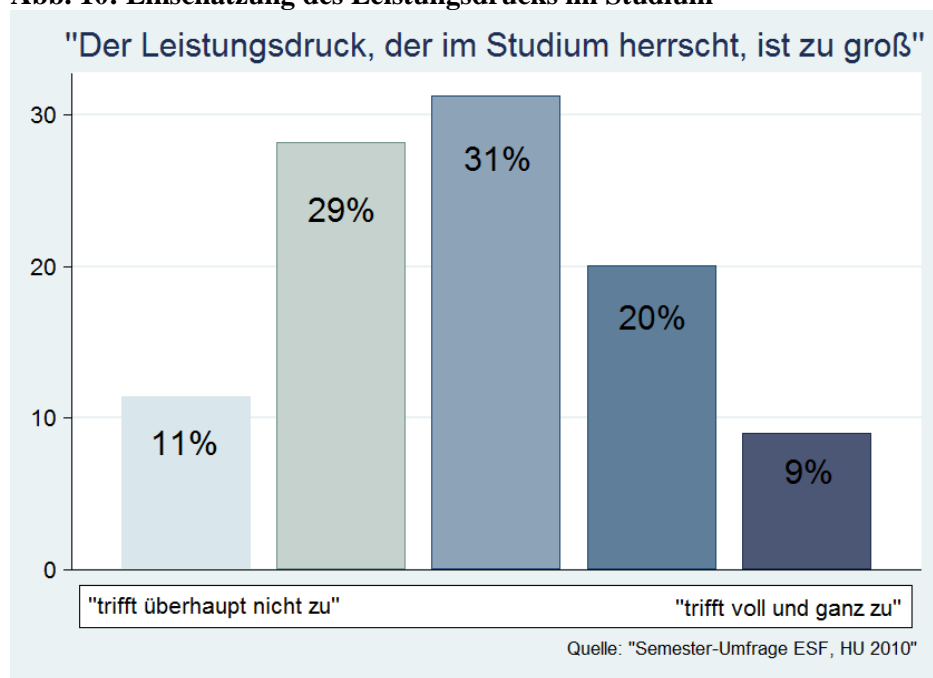
Belind Hajy, Kim Raissa Kensbock, Maurice Meyer, Susann Offenmüller & Franz Scheil

„Studenten leisten mehr - und leiden mehr“⁵ titelt die ZEIT am 16.02.2010. Immer häufiger werden wir mit Studien und Medienberichten konfrontiert, die die Belastungen im Studium und den sich verschlechternden Gesundheitszustand von StudentInnen beklagen. Die einen führen das zurück auf den Bachelor und die Bologna-Reformen, andere stellen es in den größeren Zusammenhang einer wachsenden Leistungsgesellschaft. Doch wie geht es eigentlich den Studierenden an *unserer* Uni? Wer leidet denn besonders unter Leistungsdruck? Sind es eher Frauen oder Männer oder sind bestimmte Studiengänge ganz besonders betroffen? Und welche Auswirkungen hat das auf unser Wohlbefinden? Auf diese Fragen versuchen wir im Folgenden ein paar Antworten zu geben.

Gibt es überhaupt so etwas wie Leistungsdruck an unserer Uni?

Ja – denn offensichtlich schätzen etwa 29% der Befragten den Leistungsdruck in ihrem Studium als zu hoch ein. Allerdings trifft die Aussage für einen etwas größeren Teil der StudentInnen nicht zu (40%) und die restlichen 31% ordnen sich in der Mitte ein (vgl. Abb. 10).

Abb. 10: Einschätzung des Leistungsdrucks im Studium



Sind bestimmte Studiengänge ganz besonders getroffen?

Der wahrgenommene Leistungsdruck unterscheidet sich nach den Fakultäten an unserer Uni (vgl. Tab. 9). Den Zahlen zufolge leiden Studierende der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultäten, Juristen und Wirtschaftswissenschaftler an höherem Leistungsdruck als Studierende an geisteswissenschaftlichen Fakultäten. Für MedizinstudentInnen lässt sich keine valide Aussage treffen, denn nur 22 von ihnen haben an unserer Umfrage teilgenommen.

⁵ <http://www.zeit.de/studium/hochschule/2010-02/studenten-leistung-stress>, Zugriff am 05.02.2011

Tab. 9: „Leistungsdruck ist zu hoch“ nach Fakultätszugehörigkeit

Fakultät:	trifft überhaupt nicht zu	II	III	III	trifft voll und ganz zu	Anzahl der Befragten
Juristische	8%	20%	36%	23%	13%	97
Mathematisch-Naturwissenschaftl.	9%	26%	28%	26%	12%	436
Charité	18%	32%	32%	18%	0%	22
Geisteswissenschaften	13%	32%	31%	17%	7%	864
Wirtschaftswissenschaftliche	9%	23%	30%	27%	11%	115
Alle Fakultäten	12%	29%	31%	20%	9%	1534 Befragte

Wie viele fühlen sich dagegen unterfordert?

Nicht viele - lediglich 7% der befragten Studierenden fühlen sich in ihrem Studium unterfordert. Demgegenüber stehen 48%, die sich eher oder sehr überfordert fühlen.

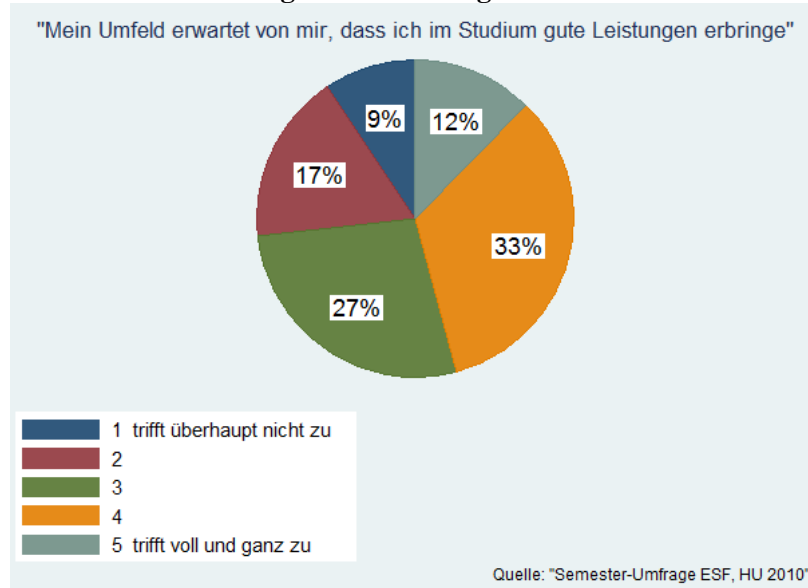
Und wie sehr konkurrieren die Studierenden untereinander?

71% der Befragten meinen, zwischen Ihnen und ihren Kommilitonen würde eine konkurrenzlose Atmosphäre bestehen (wenn man auch die mitzählt, die bei dieser Frage unentschieden waren). 29% dagegen nehmen eine Konkurrenz wahr. Fragt man danach, ob die Befragten Ihre Leistungen mit denen anderer vergleichen würden, so gibt etwa die Hälfte an, dies häufiger zu tun. Nur 23% meinen, sie würden sich mit ihren Kommilitonen nur wenig oder gar nicht vergleichen.

Wie viel Druck kommt von Familie und Freunden?

Es macht sicherlich einen Unterschied, ob man sich als StudentIn selbst unter Druck setzt oder ob Erwartungen bezüglich des Studiums von der Familie oder den Freunden her kommen. Für einen Großteil der Befragten (45%) trifft die Aussage „Mein Umfeld erwartet von mir, dass ich im Studium gute Leistungen erbringe“ zu, dabei für 12% sogar „voll und ganz zu“ (vgl. Abb. 11). Ein Viertel der Befragten hält diese Aussage für wenig oder gar nicht zutreffend und die restlichen 27% haben sich nicht eindeutig dazu geäußert. Die Erwartungen des sozialen Umfeldes sollten also nicht unterschätzt werden.

Abb. 11: Einschätzung der Erwartungen des sozialen Umfeldes



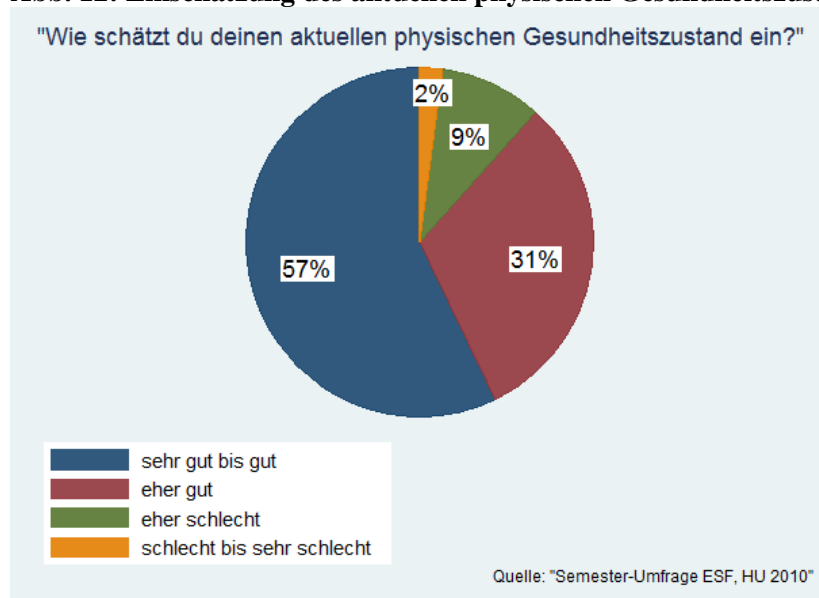
Führt das alles zum Studienabbruch?

Nein - lediglich 6% der Studierenden an der HU überlegen, ihr Studium abubrechen. 12% denken aber darüber nach, ihr Studienfach zu wechseln. Allerdings muss hierbei nicht zwangsläufig die Belastung eine Rolle spielen, sondern es kann auch andere Gründe geben, zum Beispiel dass der gewählte Studiengang doch nicht den ursprünglichen Interessen entspricht.

Und wie steht es um die Gesundheit der Studierenden an der HU?

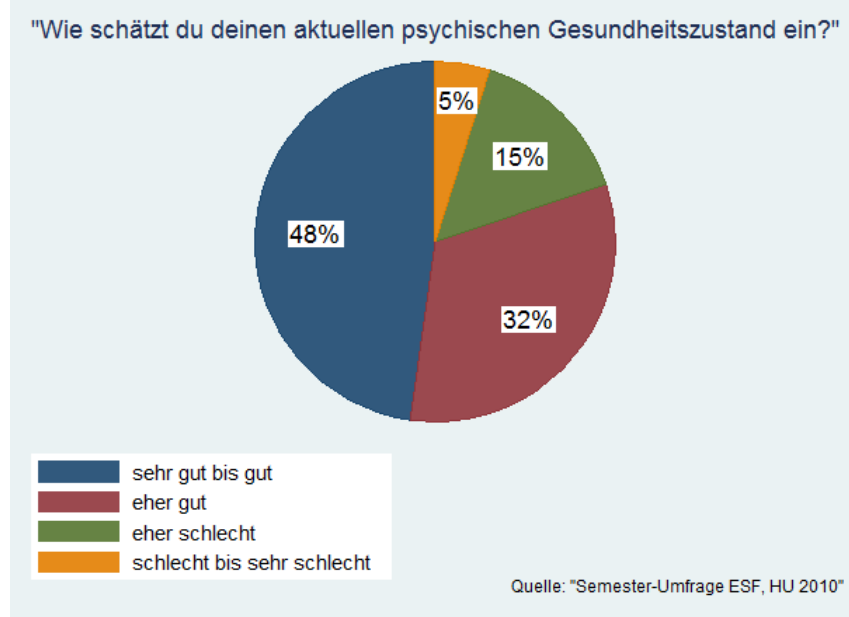
Wir wollten wissen, wie die Befragten ihren aktuellen *physischen* Gesundheitszustand einschätzen. 88% gaben dabei an, sich sehr gut, gut oder eher gut zu fühlen, 12% dagegen schätzen ihren Zustand von eher schlecht bis sehr schlecht ein (vgl. Abb. 12).

Abb. 12: Einschätzung des aktuellen physischen Gesundheitszustandes



Fragt man danach, wie der aktuelle *psychische* Gesundheitszustand ist, so geben 80% an, dass es ihnen sehr gut, gut oder eher gut gehen würde. Nur 5% geht es schlecht bis sehr schlecht (vgl. Abb. 13).

Abb. 13: Einschätzung des aktuellen psychischen Gesundheitszustandes

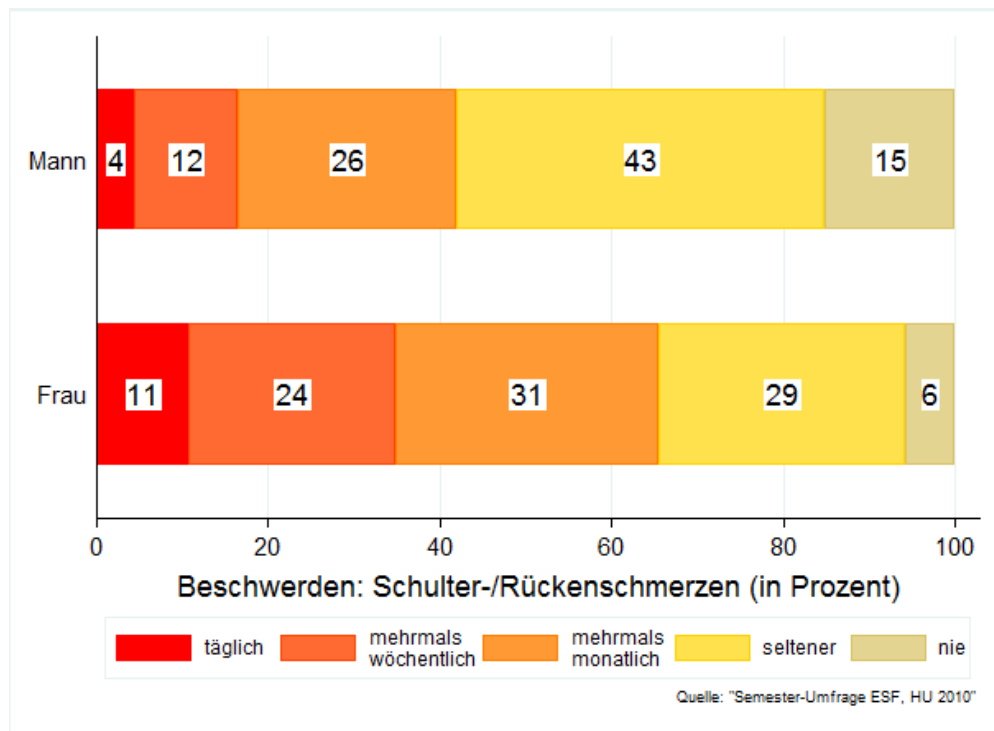


Welche Beschwerden haben die Befragten genau?

Um die Beschwerden der Befragten ein wenig genauer differenzieren zu können, haben wir nach einzelnen Symptomen gefragt und wie häufig diese in den letzten zwölf Monaten auftraten. Man konnte dabei in einer Spanne von „täglich“ bis „nie“ antworten.

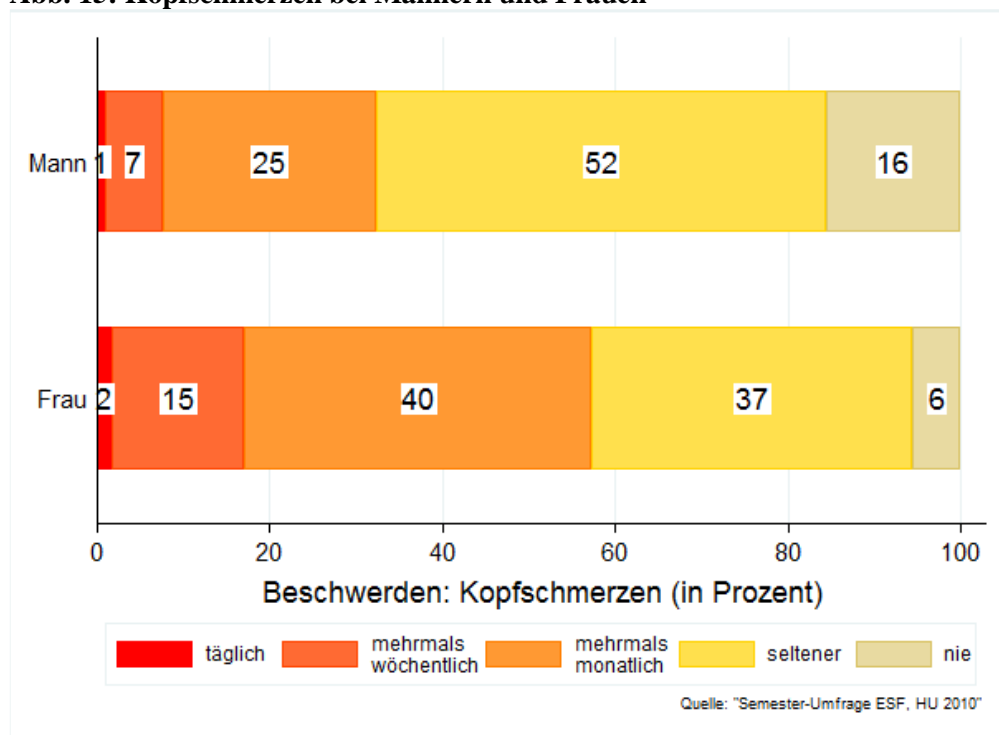
Schulter- und Rückenschmerzen: Über die Hälfte der Befragten hat angegeben, dass Sie mindestens mehrmals monatlich an Schulter- und Rückenschmerzen leiden würden. Nur 9% haben nie Schulter- oder Rückenschmerzen. Dabei fällt auf, dass Frauen deutlich häufiger mit Schulter- oder Rückenschmerzen zu kämpfen haben (vgl. Abb. 14). Knapp 35% der Frauen haben mindestens mehrmals wöchentlich solcherlei Beschwerden, 16% sogar täglich. Bei den Männern sind es nur 16% bzw. 4%.

Abb. 14: Schulter- und Rückenschmerzen bei Männern und Frauen



Kopfschmerzen: Bei der Frage nach der Häufigkeit von Kopfschmerzen in den letzten 12 Monaten gaben 48% der Befragten an, mindestens mehrmals im Monat auftretende Beschwerden zu haben. Dabei sind es 57% der Frauen, die so häufig an diesen Symptomen leiden und nur ein knappes Drittel der Männer (vgl. Abb. 15).

Abb. 15: Kopfschmerzen bei Männern und Frauen

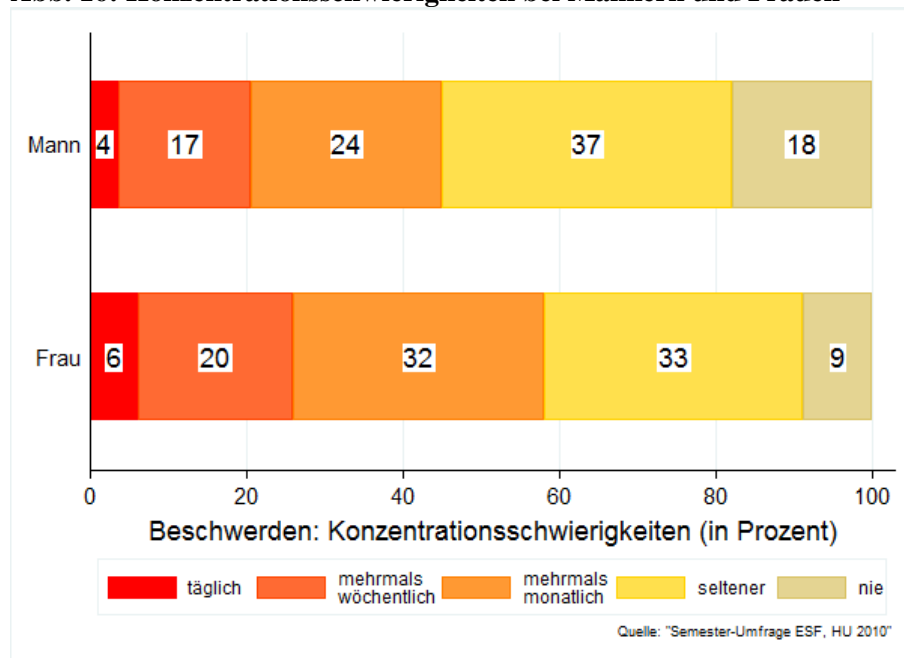


Schlafstörungen: Die Mehrheit der Befragten (64%) leidet selten oder nie unter Schlafstörungen. Frauen leiden etwas häufiger an gestörtem Schlaf (19% mindestens mehrmals wöchentlich) als Männer (10%).

Depressive Verstimmungen: Diese ist von allen abgefragten Belastungen diejenige, unter denen die StudentInnen am wenigsten leiden. 65% aller Befragten gaben an, selten bis nie von Depressionen betroffen zu sein. Allerdings ist auch hier ein Geschlechtereffekt feststellbar. Auch hier leiden 15% der weiblichen Befragten an häufigen Depressionen (mindestens mehrmals wöchentlich), aber nur 10% der Männer.

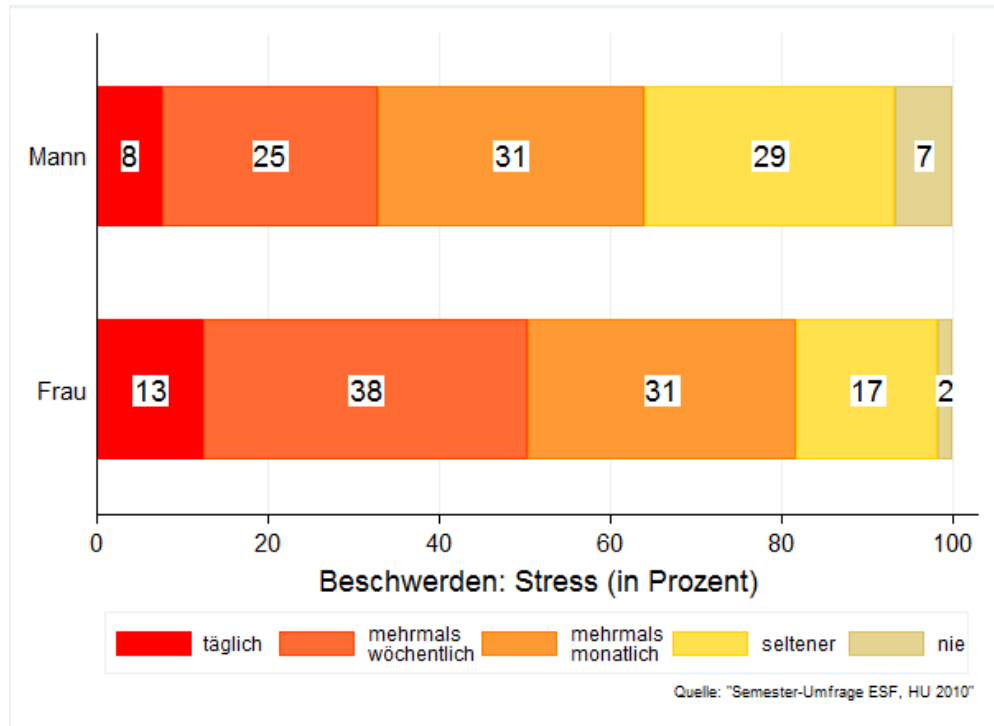
Konzentrationsschwierigkeiten: Über die Hälfte der Studierenden leidet mindestens mehrfach im Monat unter Konzentrationsschwierigkeiten. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind auch hier ziemlich deutlich (vgl. Abb. 16): 26% der Studentinnen, aber nur 21% der Studenten leiden mindesten mehrfach wöchentlich an Konzentrationsschwierigkeiten.

Abb. 16: Konzentrationsschwierigkeiten bei Männern und Frauen



Stress: Er gehört zu den gesundheitlichen Beschwerden, unter denen die befragten StudentInnen am häufigsten leiden. Ganze 65% haben mehrfach im Monat Stress. Nur 3% haben angegeben, sie würden nie unter Stress leiden. Im Hinblick auf die Geschlechter kann man erkennen, dass fast die Hälfte der Frauen unter intensivem Stress leidet. Bei den Männern sind es nur 33%, die mindestens mehrmals wöchentlich intensivem Stress ausgesetzt sind (vgl. Abb. 17).

Abb. 17: Stress bei Männern und Frauen



Fasst man die Ergebnisse zusammen ist auffällig, dass sich die weiblichen Befragten zwar in der Selbsteinschätzung ihren physischen und psychischen Gesundheitszustandes deutlich besser einschätzen als die männlichen. Gleichwohl zeigt die Abfrage nach konkreten Beschwerden und deren Häufigkeit ein umgekehrtes Bild: Im Durchschnitt leiden Frauen häufiger als Männer unter spezifischen Symptomen. Dieser Befund könnte ein Hinweis darauf sein, dass Frauen eher als Männer dazu neigen, körperliche Beschwerden zu ignorieren oder „runter zu spielen“. Es wäre interessant, diesen Aspekt weiter zu erforschen.

7. Konkurrenz unter Studierenden

Andreas Filko, Tanita Jill Pöggel, Neele Schmökel & Katja Wegmann

Bologna-Prozess, Wirtschaftskrise, hohe Arbeitslosenquoten: Die Situation auf dem Arbeitsmarkt hat sich verschärft und lässt vermuten, dass ein enormer Leistungsdruck auf den Studierenden lastet und diese auch im universitären Alltag begleitet. Geht daraus womöglich auch ein gesteigertes Konkurrenzpotential unter den Studierenden hervor? Um hierauf eine Antwort zu bekommen, haben wir die Umfrageteilnehmer gebeten uns mitzuteilen, eine fiktive Konkurrenzsituation einzuschätzen und das Verhalten der beteiligten Person als angemessen bzw. unangemessen zu beurteilen. Die Antworten sollten es uns ermöglichen, Schlüsse über das Konkurrenzpotential der Studierenden zu ziehen. Dabei werden wir von der Annahme geleitet, dass diejenigen Personen, die ein konkurrenzzielles Verhalten angemessen bzw. eher angemessen finden, ein höheres Konkurrenzpotential aufweisen als solche, die konkurrenzzielles Verhalten als unangemessen bzw. eher unangemessen einschätzen.

Es wurde versucht zwei möglichst realitätsnahe Szenarien aus dem Universitätsalltag der Studenten zu wählen:

Szenario A: Mitschriften
Person A hat während des Semesters jede Vorlesung besucht und entsprechende Aufzeichnungen angefertigt. Person B hat die gleichen Vorlesungen besucht, ist jedoch nur zum Anfang des Semesters erschienen. Die Abschlussprüfungen stehen unmittelbar bevor und B fragt A, ob sie deren Aufzeichnungen erhalten kann. A lehnt ab.
Szenario B: Hausarbeit:
Person A hat im vorherigem Semester eine Hausarbeit zu einem Thema geschrieben, das nun auch von Person B behandelt werden soll. B bittet deshalb A um eine Kopie ihrer Arbeit. A lehnt ab.

Die Umfrageteilnehmer wurden gefragt, ob sie das Verhalten der agierenden Personen (Person A) in den beiden Szenarien angemessen finden bzw. es jeweils entsprechend einer fünfstufige Skala von -2 (unangemessen) bis +2 (angemessen) zu bewerten. Wir gehen davon aus, dass das Konkurrenzpotential der Umfrageteilnehmer umso größer ist, je stärker das Verhalten der Person A als angemessen eingeschätzt wird.

Der Tab. 10 kann man die prozentuale Verteilung aller Befragten auf die Bewertungskategorien von Szenario A und Szenario B entnehmen. Insgesamt verteilen sich die Befragten gut auf alle fünf Antwortmöglichkeiten, wenngleich eine Mehrheit das konkurrenzzielles Verhalten als eher unangemessen bewertet.

Tab. 10: Verteilung aller Befragten auf Bewertungskategorien je Szenario in Prozent

Konkurrenzszenario	%
Szenario A: Mitschriften	
-2 unangemessen	16
-1	28
0	23
+1	24
+2 angemessen	9
Insgesamt	100
Szenario B: Hausarbeit	
-2 unangemessen	21
-1	26
0	21
+1	18
+2 angemessen	14
Insgesamt	100

Während 16 Prozent (Szenario A) bzw. 21 Prozent (Szenario B) der befragten Studenten das jeweilige Verhalten für unangemessen halten und weitere 28 (Szenario A) bzw. 26 (Szenario B) als eher unangemessen, schätzen neun Prozent das Verhalten in Szenario A bzw. 14 Prozent das Verhalten in Szenario B als angemessen ein. Zudem bewerten 24 Prozent (Szenario A) und 18 Prozent (Szenario B) das konkurrenzielle Verhalten mit +1 eher positiv, d.h. hielten es für eher angemessen oder in Ordnung.

Setzt man die Beurteilung der beiden Szenarien nun in Verbindung mit standarddemografischen Eigenschaften der Befragten wie dem Geschlecht, der Ost- bzw. der Westherkunft oder dem Alter, zeigen sich einige Unterschiede im Zustimmungsgrad zwischen den Personengruppen (vgl. Tab. 11 und Tab. 12).

In Bezug auf das Geschlecht lässt sich insgesamt feststellen, dass Frauen das dargestellte Verhalten eher als angemessen einstufen als Männer. Während in Szenario A nur sechs Prozent der Männer das Verhalten als angemessen bezeichnen, sind es neun Prozent der Frauen. Als unangemessen bezeichneten nur 13 Prozent der Frauen das Verhalten von Person A in Szenario A, wobei ganze 25 Prozent der Männer, also ein Viertel aller befragten Männer, ein solches Verhalten als unangemessen einschätzten (Tab. 11). Daraus lässt sich schließen, dass die weiblichen befragten Personen ein stärkeres Konkurrenzpotential aufweisen als die männlichen Befragten.

Differenziert man die Antworten der Befragten nach Ost-/Westherkunft, so stellt man fest, dass aus Westdeutschland stammende Personen das konkurrenzielle Verhalten eher ablehnen als aus Ostdeutschland kommende Personen. Besonders deutlich wird das im zweiten Szenario, in dem 16 Prozent der Ostdeutschen das konkurrenzielle Verhalten als angemessen einstufen, aber nur 8 Prozent der Westdeutschen. Als unangemessen haben es demgegenüber 29 Prozent der westdeutschen Studierenden empfunden, während von den Ostdeutschen nur 16 Prozent das konkurrenzielle Verhalten ablehnten (Tab. 12). Dies weist darauf hin, dass die befragten Personen, die vorrangig in Ostdeutschland aufgewachsen sind, ein stärker ausgeprägtes Konkurrenzpotential haben als die Personen, die vorrangig in Westdeutschland aufgewachsen sind.

Tab. 11: Bewertung von Szenario A (Mitschriften) nach Geschlecht, Ost-West-Herkunft und Alter

Szenario A: Mitschriften		-2	-1	0	+1	+2
Angaben in %		unangemessen				angemessen
Geschlecht						
	Männer	25	25	25	19	6
	Frauen	13	13	13	26	9
Ost-Westherkunft						
	Ost	11	25	26	28	10
	West	22	32	20	20	7
Alter						
	bis 20	12	32	16	30	10
	21 & 22	18	29	24	21	8
	23 & 24	15	26	26	25	8
	25 bis 29	16	28	24	24	8
	über 30	31	27	15	18	9

Tab. 12: Bewertung von Szenario B (Hausarbeit) nach Geschlecht, Ost-West-Herkunft und Alter

Szenario B: Hausarbeit		-2	-1	0	+1	+2
Angaben in %		unangemessen				angemessen
Geschlecht						
	Männer	28	31	18	13	10
	Frauen	19	24	22	20	15
Ost-Westherkunft						
	Ost	16	25	23	21	16
	West	29	29	18	15	8
Alter						
	bis 20	15	28	21	15	21
	21 & 22	23	25	19	17	16
	23 & 24	22	27	21	19	11
	25 bis 29	21	28	23	19	9
	über 30	32	25	15	15	13

Ebenso zeigt die Verteilung sowohl in Szenario A als auch in Szenario B, dass mit zunehmendem Alter der Studierenden, ein konkurrenzzielles Verhalten stärker abgelehnt wird. So bewerteten in Szenario B 15 Prozent der bis zu 20-Jährigen das konkurrenzzielles Verhalten von Person A als unangemessen, während es 21 Prozent der bis zu 20-Jährigen als angemessen eingestuft haben. Demgegenüber stehen die über 30-jährigen Studierenden, von denen 32 Prozent das Verhalten ablehnen und nur 13 Prozent es als angemessen bewerteten.

Anhand der tabellarisch dargestellten Verteilungen der Befragten auf die Bewertungskategorien lässt sich zusammenfassend festhalten, dass ältere Studierende weniger häufig als jüngere Studierende das konkurrenzzielles Verhalten der Personen in den fiktiven Situationen als angemessen eingeschätzt haben. Hieraus lässt sich schließen, dass das Konkurrenzpotential einer Person mit zunehmendem Alter abnimmt. Darüber hinaus scheinen Frauen mehr Konkurrenzpotential zu besitzen als Männer, und Ostdeutsche mehr als Westdeutsche.

8. Die sozialen Beziehungen der Studierenden

Martin Bieber, Lina Henzel, Jenny Schmidtke, Nora Schneck & Tobias Wandrei

Unser spezifisches Forschungsthema innerhalb dieser Umfrage befasst sich mit den sozialen Beziehungen von Studierenden und der Frage, was es für Studierende wichtig erscheinen lässt, Beziehungen an der Universität einzugehen. Um festzustellen wie die Beziehungen unter den Studierenden beschaffen sind und vor allem, welche Faktoren ausschlaggebend bei der Entwicklung von emotionalen Freundschaften sind, erlauben folgende vier Fragen einen genaueren Einblick:

Wie wichtig ist es dir,

- von deinen Kommilitonen fachliche Hilfe zu erhalten?
- mit deinen Kommilitonen gemeinsam Freizeit zu verbringen?
- mit deinen Kommilitonen Lern- und Arbeitsgruppen zu haben?
- mit deinen Kommilitonen persönliche Probleme zu besprechen?

Als Antwortmöglichkeiten stand den Befragten jeweils eine fünf-stufige Skala zur Verfügung, die von „überhaupt nicht wichtig“ zu „sehr wichtig“ rangierte. Die Verteilung und somit auch die Priorität der Studierenden hinsichtlich der universitären Beziehungen haben wir graphisch dargestellt und soll im Weiteren näher erläutert werden.

In Abb. 18 ist erkennbar, dass nur eine Minderheit der Studierenden keinen Wert auf fachliche Hilfe durch die Kommilitonen legt. Es ist zu beobachten, dass lediglich fünf Prozent der Befragten angaben, dass es ihnen überhaupt nicht wichtig ist von Kommilitonen fachliche Hilfe zu erhalten, für 18% hingegen aber sehr wichtig. Da weitere 38% die vierte Kategorie wählten und damit zum Ausdruck brachten, dass auch ihnen diese Form der Unterstützung wichtig sei, lässt sich zusammenfassen, dass über die Hälfte der Befragten fachliche Hilfe durch Kommilitonen als wichtig erachten.

Abb. 18: Wichtigkeit, von Kommilitonen fachliche Hilfe zu erhalten (in Prozent)

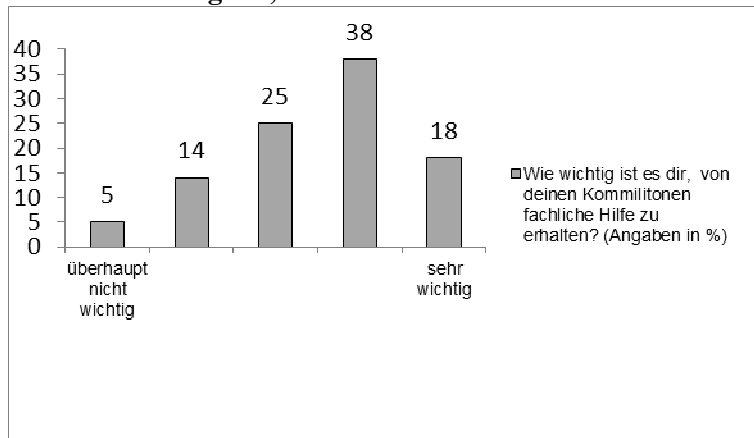
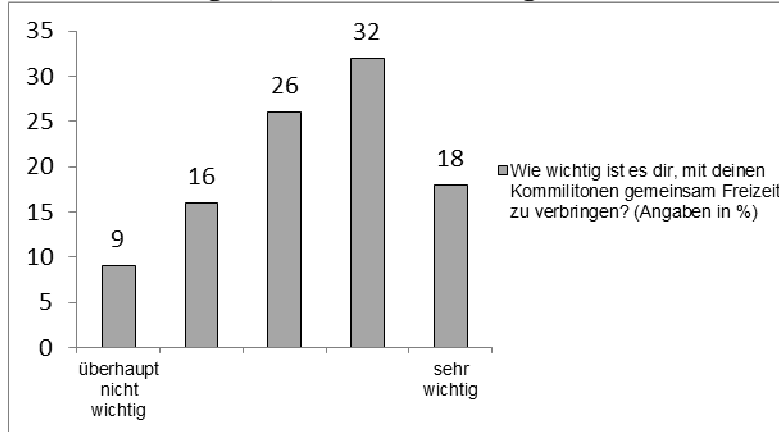
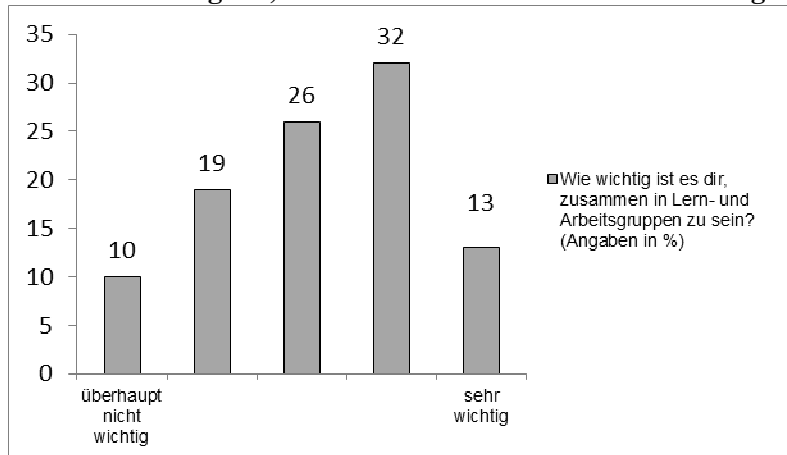


Abb. 19: Wichtigkeit, mit Kommilitonen gemeinsam Freizeit zu verbringen (in Prozent)



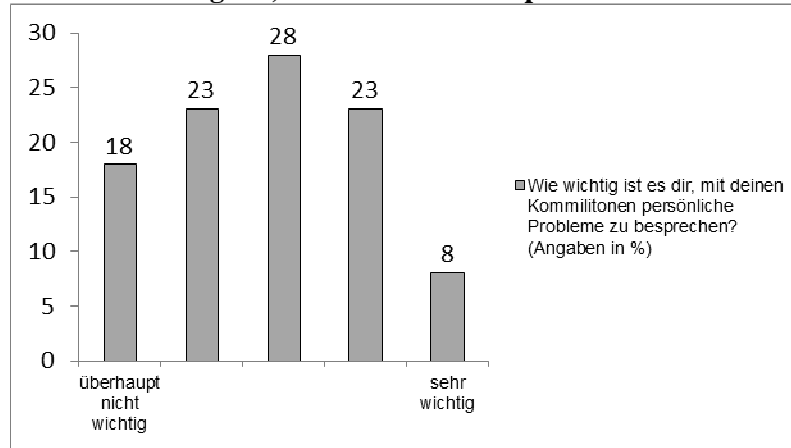
In Abb. 19 kann man sehen, dass die Verteilung der Werte denen aus der ersten Graphik stark ähnlich ist. Die einzigen interessanten Unterschiede sind die, dass die gemeinsame Freizeit mit den Kommilitonen von etwas mehr Leuten als unwichtig eingestuft wird und dass die Verteilung etwas flacher ausfällt, sich also ein wenig gleichmäßiger auf die fünf Kategorien verteilt zugunsten vor allem der zwei Kategorien, die die Freizeit als unwichtig markieren.

Abb. 20: Wichtigkeit, mit Kommilitonen Lern- und Arbeitsgruppen zu haben (in Prozent)



Lerngruppen mit den Kommilitonen werden als noch unwichtiger bewertet als die gemeinsame Freizeit und fachliche Hilfe (vgl. Abb. 20). Hier fällt die Kategorie „sehr wichtig“ zum ersten Mal unter 18%, während die beiden „unwichtig“-Kategorien noch häufiger ausgewählt werden als bei den beiden vorangegangenen Fragen.

Abb. 21: Wichtigkeit, mit Kommilitonen persönliche Probleme zu besprechen (in Prozent)



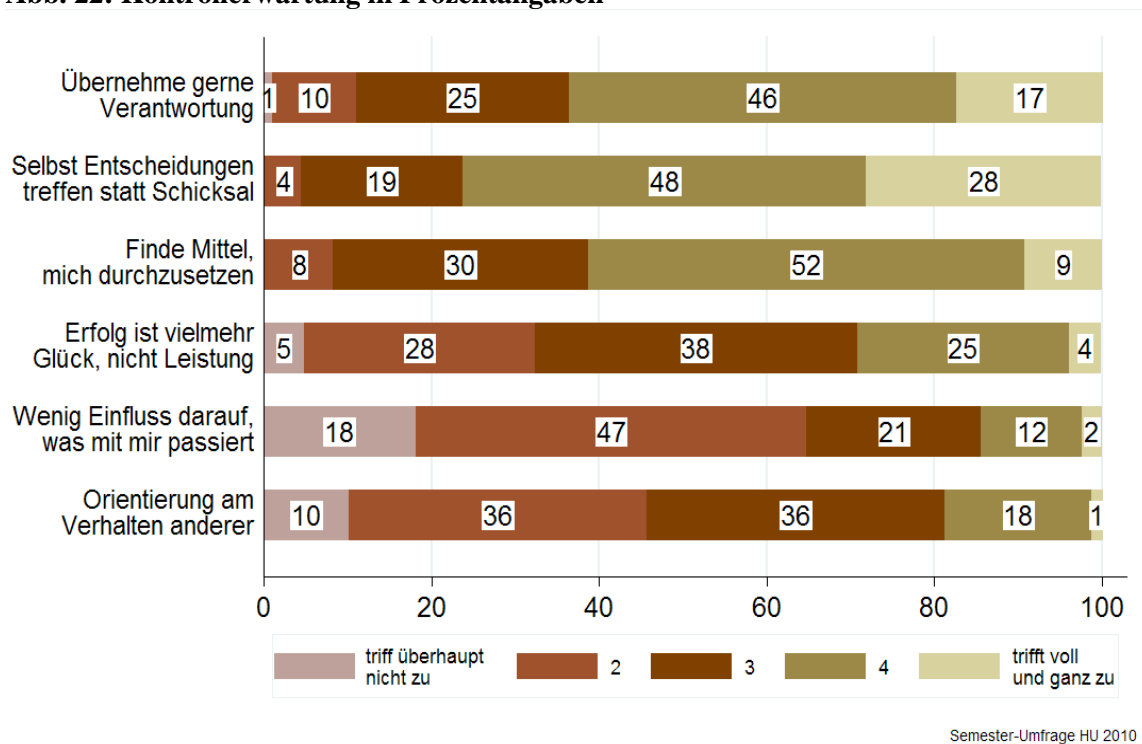
Von allen vier Faktoren, die abgefragt wurden und in der Beziehung zu Kommilitonen eine Rolle spielen könnten, sind gemäß der Auswertung der Antworten die persönlichen Gespräche eindeutig am unwichtigsten (vgl. Abb. 21). Die Kategorie „sehr wichtig“ wurde lediglich von acht Prozent der Befragten gewählt, die Kategorie „überhaupt nicht wichtig“ hingegen von ganzen 18%. Weitere 28% der Befragten wählten die Mittelkategorie und die übrigen Prozent verteilen sich gleichmäßig auf die zweite und vierte Antwortkategorie. Im Gegensatz zu den anderen Faktoren, spielt das Bedürfnis persönliche Probleme besprechen zu können für die Mehrheit der Befragten keine große Rolle in Bezug auf die Beziehung zu ihren Kommilitonen.

9. Kontrollerwartung

Denis Cohen, Frauke Gajdus, Kristin Kretzschmar, Jochen Rehmert & Manuel Rickert

Leistung und Erfolg wird eine zunehmend wichtige Rolle im universitären Alltag sowie in der Lebensgestaltung der Studierenden zugeschrieben. Es ist daher geboten zu fragen, wie die Studierenden die Konsequenzen ihres Handelns, den Einfluss ihrer individuellen Leistung auf Erfolg, einschätzen. Hierzu wurde sich der sozialwissenschaftlichen Typologie von interner und externer Kontrollerwartung bedient. Verfügt eine Person über eine interne Kontrollerwartung, so nehmen sie an, den Verlauf ihres Lebens durch eigenes Verhalten bestimmen zu können. Liegt bei ihnen eine externe Kontrollerwartung vor, glauben diese nicht oder kaum an die Beeinflussbarkeit der Ereignisse in ihrem Leben durch ihr eigenes Verhalten. Die Kontrollerwartung wurde erhoben, indem den Teilnehmenden sechs Aussagen vorgelegt wurden, die sie auf einer Skala von 1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ bewerten konnten. Die Frage lautete: Wie stark treffen die folgenden Aussagen deiner Meinung nach zu?

Abb. 22: Kontrollerwartung in Prozentangaben



In Abb. 22 wird deutlich, dass die Aussagen, gerne Verantwortung zu übernehmen, selbst Entscheidungen treffen, anstatt sich auf das Schicksal zu verlassen und Mittel zur Durchsetzung bei Problem und Widerständen zu finden von 63%, 76% und 61% der Befragten als (voll und ganz) zutreffend bewertet wurden und somit die größte Zustimmung erfuhren. Angaben, dass diese Aussagen zutreffend seien, charakterisieren eine interne Kontrollerwartung, die unter den Studierenden der Humboldt-Universität augenscheinlich dominiert. Entsprechend bewerteten die Teilnehmenden auch mehrheitlich die Aussagen, die für eine externe Kontrollerwartung charakteristisch sind, als (überhaupt) nicht zutreffend oder neutral. Obwohl nur relativ wenig Personen (5%, 18% und 10%) die Aussagen, dass Erfolg überwiegend glücks- und nicht leistungsbedingt sei, sie wenig Einfluss auf das hätten, was mit

ihnen geschehe und sich bei wichtigen Entscheidung am Verhalten anderer zu orientieren, als völlig unzutreffend einstufen, wurden diese Aussagen auch nur von 29%, 14% und 19% als (voll und ganz) zutreffend empfunden.

Zwei Ergebnisse sind besonders hervorzuheben. Zum einen verdeutlicht die enorm starke Zustimmung zu der Aussage, dass es sich bewährt habe, selbst Entscheidungen zu treffen, als sich auf das Schicksal zu verlassen, besonders anschaulich den Hang hin zu einer starken internen Kontrollerwartung unter den Studierenden. Interessant ist darüber hinaus, dass eine solch starke Tendenz zugunsten von Eigeninitiative vor allem im Kontrast zum Fatalismus eines transzendenten Konstrukts wie dem Schicksal bekundet wurde. Dieser Umstand gibt Anlass dazu, eventuelle Zusammenhänge zwischen Religiosität und Kontrollerwartung gezielt zu überprüfen.

Zum anderen fällt die relativ gleichmäßige Auswahl von Zustimmung, Ablehnung und der neutralen Mittelkategorie bei der Aussage, dass Erfolg viel mehr von Glück und nicht von Leistung abhängt, ins Auge. Diese Aussage erfährt weitaus mehr Zustimmung als die anderen Kriterien, die eine externe Kontrollerwartung kennzeichnen und gibt vielseitig Anreize für die sozialwissenschaftliche Forschung. So ließen sich aus dem bekundeten Zweifel am Leistungsprinzip Vermutungen über Zusammenhänge von einerseits externer Kontrollerwartung und erlebter sozialer Undurchlässigkeit, eventuell in Abhängigkeit der sozialen Herkunft, oder aber von externer Kontrollerwartung und politischen Ansichten wie der Einstellung zum privatwirtschaftlichen Wettbewerb andererseits aufstellen.

Indem sie solche Fragen aufwirft, erweist sich die Kontrollerwartung als spannendes methodisches Werkzeug, das durchaus anschlussfähig für die weiterführende sozialwissenschaftliche Forschung ist.

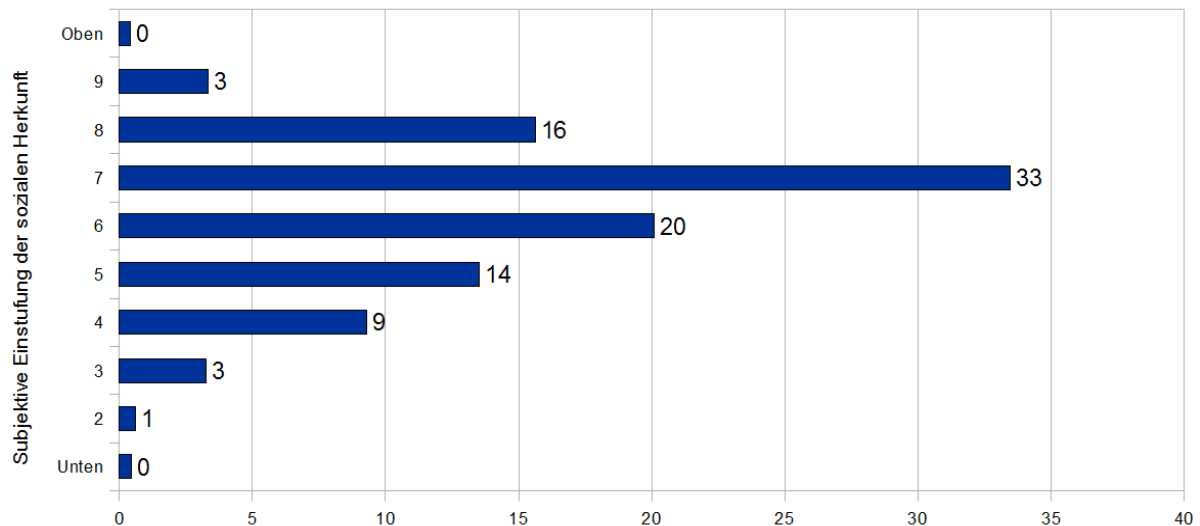
10. Soziale Herkunft, Lebensinhalte und Geschlechterstereotype

Dennis Christian Irjon, Julian Jürgenmeyer, Felix Krause, Nils Stelte & Oktay Tuncer

1. Die Herkunft der HU-Studierenden

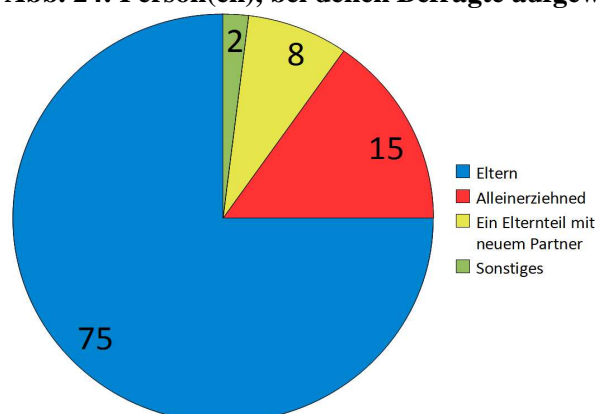
Die Studierenden der Humboldt-Universität stammen aus besser gestellten Familien – oder schätzen ihr Elternhaus zumindest so ein. Gefragt nach der sozialen Stellung des Haushalts, in dem sie aufgewachsen sind, zählen mehr als 50% der Studierenden ihren Herkunftshaushalt zu den oberen 40% der Gesellschaft und immerhin knapp 73% zur besser gestellten Hälfte (vgl. Abb. 23). Weniger als 5% stammen nach eigener Aussage aus dem untersten Drittel, wohingegen sich immerhin fast 20% dem obersten zuordnen.

Abb. 23: Subjektive Schichteinstufung der sozialen Herkunft



Auf die Frage, bei wem sie aufgewachsen sind, gaben drei Viertel der Befragten an, in einem Haushalt mit beiden Elternteilen gewohnt zu haben (vgl. Abb. 24). 15% der Studierenden sind bei einem alleinerziehenden Elternteil aufgewachsen, davon 95% bei ihren Müttern und 5% bei ihren Vätern. Weitere 8% teilten ihren Haushalt mit einem Elternteil und dessen neuer Partnerin bzw. neuem Partner. Die verbleibenden 2% konnten sich keiner der oben genannten Kategorien zuordnen.

Abb. 24: Person(en), bei denen Befragte aufgewachsen sind (in Prozent)



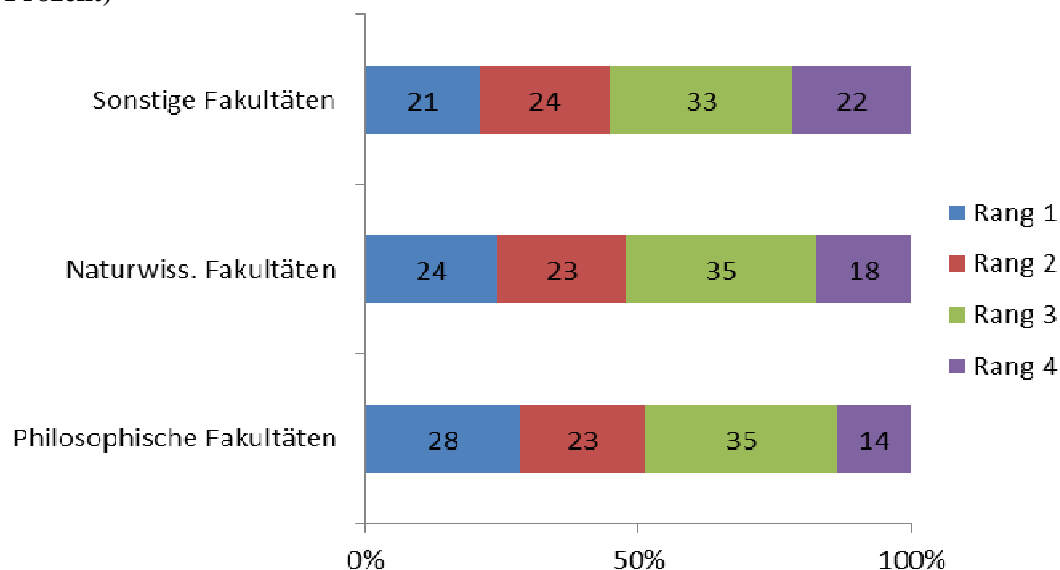
2. Wichtige Lebensinhalte

In Bezug auf wichtige Lebensinhalte wurden die Teilnehmenden unter anderem danach gefragt, welche Bedeutung sie in ihrem Leben ihrer Selbstverwirklichung in Relation zum beruflichen Erfolg, zu Partnerschaft und Familie sowie zu Freundschaften beimessen. Ist sie für eine Person der wichtigste dieser vier Lebensinhalte, so wurde ihr der Rang 1 zugeordnet, ist sie der unwichtigste, bekam sie den Rang 4. Abb. 25 zeigt die Verteilungen der Antworten differenziert nach Fakultäten. Auf Grund der geringen Teilnehmerzahl einiger Studienfächer vergleichen wir nur die philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten sowie eine Kategorie sonstiger Fakultäten miteinander.

Dabei zeigt sich für alle Fakultäten ein ähnliches Bild: Jeweils 35% der Studierenden der philosophischen beziehungsweise naturwissenschaftlichen und 33% der Studierenden sonstiger Fakultäten ordnen Selbstverwirklichung den dritten Rang zu. Von allen Studierenden sind es jene der philosophischen Fakultäten, die der Selbstverwirklichung den höchsten Wert beimessen, denn ganze 28% ordneten sie auf Rang 1 und nur 14% auf Rang 4.

Die geringste Bedeutung ist innerhalb der sonstigen Fakultäten festzustellen, wo ein verhältnismäßig großer Anteil von 22% der Selbstverwirklichung den vierten und letzten Platz zuordnete. Gleichzeitig ist hier die Zahl derer, die Selbstverwirklichung den ersten Rang zusprechen, mit einem Anteil von 21% am geringsten.

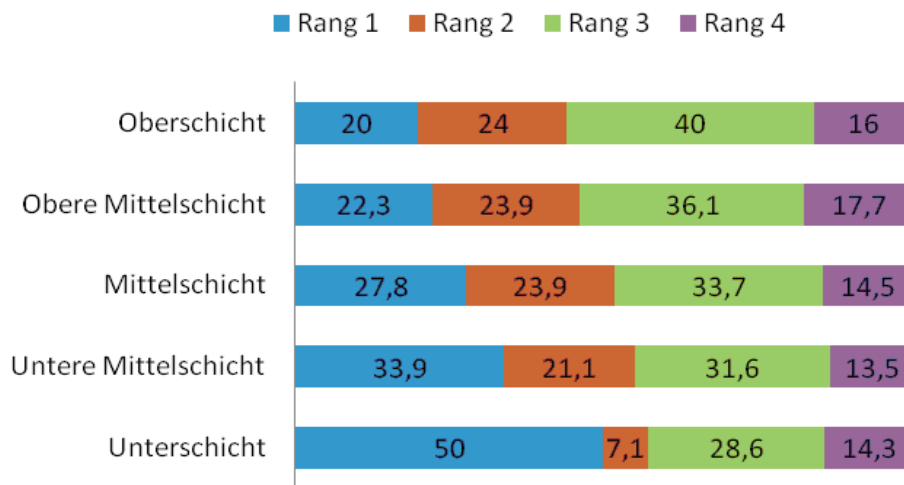
Abb. 25: Relative Bedeutung von Selbstverwirklichung als Lebensinhalt nach Fakultäten (in Prozent)



Gibt es einen Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Lebensinhalten?

Nun untersuchen wir, ob die soziale Herkunft in einem Zusammenhang steht mit der Bedeutung, die Selbstverwirklichung zugemessen wird. Aufgrund der großen Breite an Antwortkategorien für die Einschätzung der sozialen Herkunft fassen wir diese in fünf Kategorien zusammen, die von „Unterschicht“ bis „Oberschicht“ reichen.

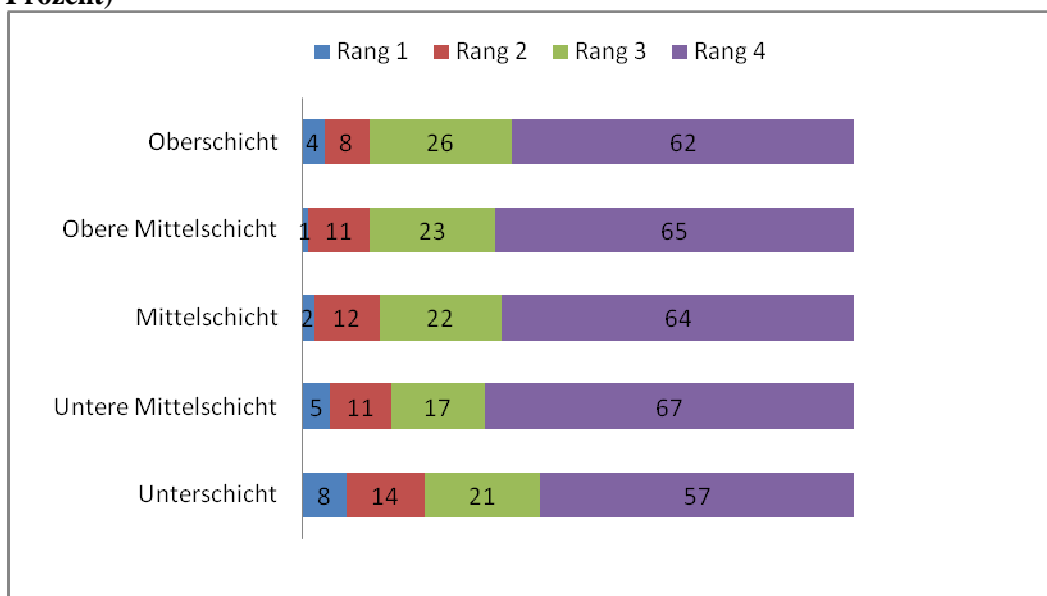
Abb. 26: Relative Bedeutung von Selbstverwirklichung als Lebensinhalt nach sozialer Herkunft (in Prozent)



Aus Abb. 26 wird ersichtlich, dass bei allen Schichten der Prozentsatz an Personen, die Selbstverwirklichung im Ranking auf den letzten Rang gesetzt haben, ähnlich groß ist (14 bis 18%). Unter den Menschen, die ihren Herkunftshaushalt der „Unterschicht“ zuordnen, findet sich der größte Anteil an Personen, die Selbstverwirklichung als den wichtigsten Lebensinhalt ansehen (50%). Dieser Anteil nimmt mit steigender sozialer Herkunft ab, so dass nur 20% der Befragten aus der Oberschicht Selbstverwirklichung die größte Bedeutung zukommen lassen. Dementsprechend erkennt man eine gegenläufige Tendenz bei den Rängen 2 und 3. Hier steigen die Prozentzahlen in den verschiedenen Schichten von der Unterschicht zur Oberschicht an.

Hinsichtlich der relativen Bedeutung des beruflichen Erfolgs fällt auf, dass dieser bei allen sozialen Schichten mehrheitlich dem letzten Rang zugeordnet wird (vgl. Abb. 27). Bei der Unterschicht ist der Anteil mit 57% noch am kleinsten. Bei der unteren Mittelschicht sind es sogar 67%, die dem beruflichen Erfolg den niedrigsten Rang zuweisen. Komplementär dazu weisen in allen Schichten die allerwenigsten Studenten dem beruflichen Erfolg den ersten Rang zu.

Abb. 27: Relative Bedeutung von beruflichem Erfolg als Lebensinhalt nach sozialer Herkunft (in Prozent)



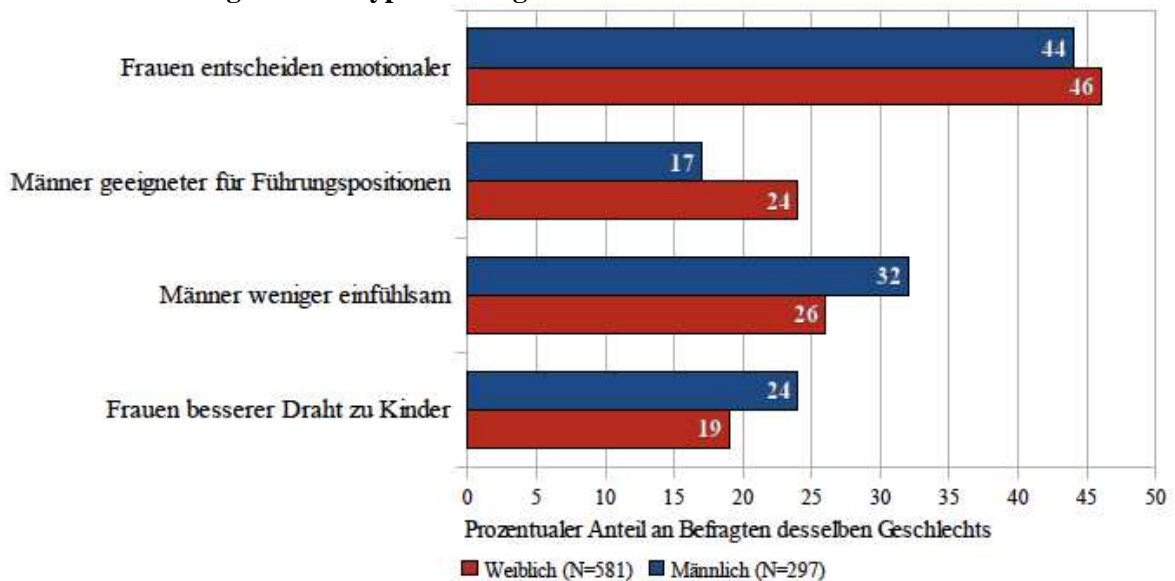
3. Geschlechterstereotype

In unserer Erhebung wurde den Befragten eine Liste mit Aussagen über Männer und Frauen vorgelegt, deren Inhalt auf gängige geschlechtsspezifische Stereotype Bezug nahm. Zu jeder dieser Aussagen sollten die Befragten ihre Zustimmung oder Ablehnung signalisieren. Diese Aussagen lauten wie folgt: „Frauen entscheiden emotionaler“, „Männer sind für Führungspositionen geeigneter“, „Männer sind weniger einfühlsam“ und „Frauen haben einen besseren Draht zu Kindern“. In der nachstehenden Auswertung interessieren wir uns dafür, wie sehr die Befragten diesen Aussagen zustimmten sowie ob Männer und Frauen unterschiedlich antworteten.

Gibt es Unterschiede zwischen den Geschlechtern?

Äußerst interessant und durchaus überraschend ist, dass das Antwortverhalten zwischen Männern und Frauen variiert (vgl. Abb. 28). Die gängige Vermutung, dass Männer eher durch Stereotype geprägt sind, kann durch unsere Analysen nicht bestätigt werden. Vielmehr hängt es von der jeweiligen Aussage ab, welches Geschlecht wie antwortet. So stimmen beispielsweise 24 Prozent der befragten Frauen dem Statement, Männer seien geeigneter für Führungspositionen, eher oder vollkommen zu, wohingegen nur 17 Prozent der männlichen Befragten dies tun. Gleichzeitig meinen 32 Prozent der Männer, Frauen seien einfühlsamer, was nur 26 Prozent der weiblichen Befragten auch so sehen. Es sticht dabei hervor, dass solchen Aussagen, die dem eigenen Geschlecht zum Nachteil gereichen, eher zugestimmt wird als vom anderen Geschlecht. Zum Beispiel schätzen Frauen ihre Eignung für Führungspositionen geringer ein als Männer, während letztere häufiger glauben, ihr Verhältnis zu Kindern und ihre Empathiefähigkeit seien grundsätzlich weniger gut.

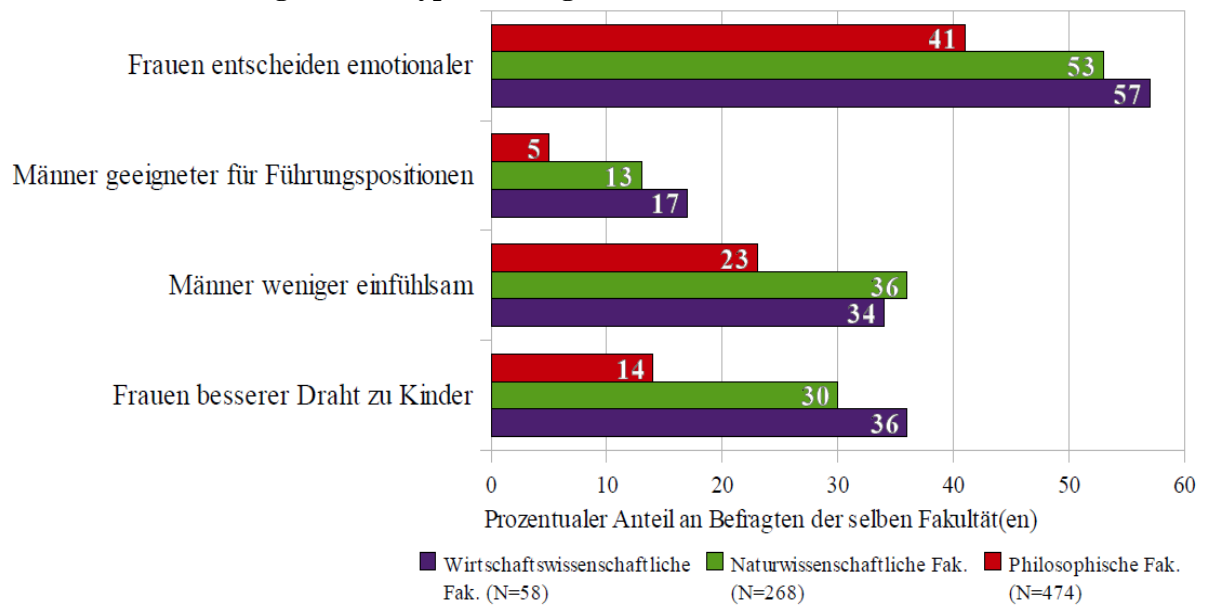
Abb. 28: Zustimmung zu stereotypen Aussagen nach Geschlecht



Gibt es Unterschiede zwischen verschiedenen Studienrichtungen?

Wird das Antwortverhalten nicht nach Geschlecht, sondern nach der Fakultät des Hauptfachs der Befragten unterschieden, stößt man auf größere Differenzen (vgl. Abb. 29). So stimmen die Befragten der philosophischen Fakultäten den stereotypen Aussagen eindeutig am wenigsten zu, solche der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten dagegen am häufigsten. Dabei liegen die Werte für die Natur- und Wirtschaftswissenschaften nah beieinander.

Abb. 29: Zustimmung zu stereotypen Aussagen nach Fakultäten



11. Die Protest-Republik – oder doch nur unpolitische Jugend?

Sarah Hiltner, Simon Rothers, Lena Schacht, Lotte Thaa & Jonas Wiedner

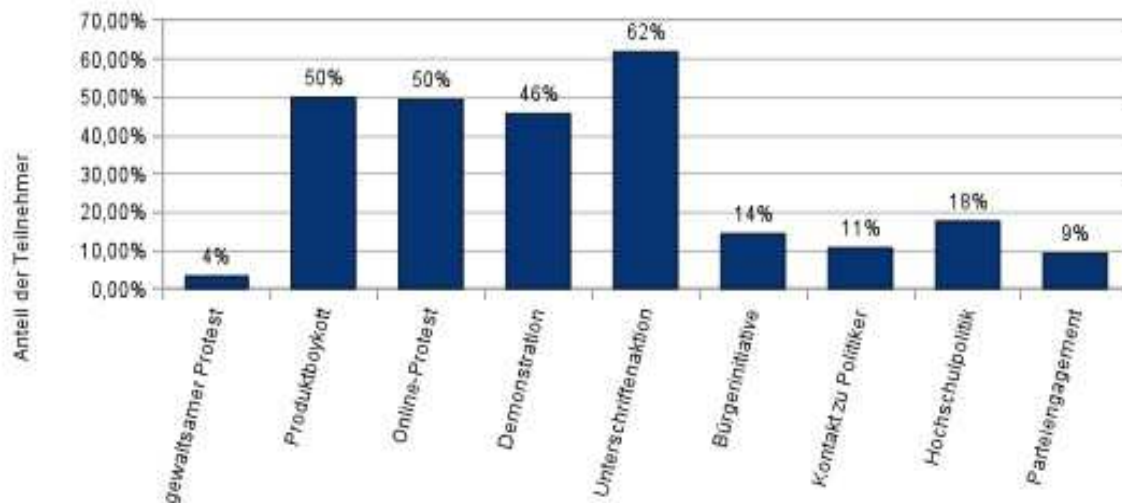
Die politische Beteiligung ist in verschiedenster Hinsicht ein brisantes Thema in Deutschland. Zum einen wird vielerorts eine Entpolitisierung der Bürgerinnen und Bürger beklagt. Andererseits müssen wir nur nach Stuttgart schauen, um zu erkennen, wie sehr die Regierung dort versucht, den Konflikt und die Proteste zum Bahnhofprojekt Stuttgart 21 zu delegitimieren und als "Dagegen-Mentalität" zu diskreditieren. Politiker der FDP sprechen im Angesicht von Massenprotesten gegen Atomkraft und Großbauprojekte schon von der neuen 'Dagegen-Republik'.

Die Debatte ist zwar hochaktuell jedoch nicht gerade neu, denn mit Demonstrationen und Bürgerinitiativen versuchen Bürger ja nicht erst seit gestern, ihre politischen Gestaltungsmöglichkeiten zu nutzen. Gleichwohl ist es durchaus möglich, dass es von Zeit zu Zeit zu Veränderungen der politischen Partizipation kommt, beispielsweise durch die Verbreitung des Internets. Denn weniger als reines Medium des Protests, sondern vielmehr als Plattform zur Organisation und schnellen Massenmobilisierung hat sich das Internet zu einem politisch relevanten Schauplatz entwickelt.

In unserer Studie fragten wir nach den unterschiedlichsten Arten der politischen Partizipation - von der Onlineprotestaktion bis zum Engagement in der Hochschulpolitik. Ein Schwerpunkt unseres Interesses bei der Analyse der Partizipationsformen war ihr Grad an „Konventionalität“. Ob eine Form politischen Engagements eher konventionell bzw. unkonventionell einzustufen ist, richtet sich nach dem Grad ihrer Verfasstheit, ihrer Spontanität, ihrer Protest- oder Problemorientierung und ihrer Distanz zu parteibezogenen Institutionen.

Vor diesem Hintergrund soll nun der Frage nachgegangen werden, ob und wie sich die Studierenden der Humboldt-Universität tatsächlich engagieren? Die Ergebnisse unserer Studierendenbefragung zeigen, dass weder die Rede von einer unpolitischen Jugend sein kann noch, dass das Klischee des dauerprotestierenden Studenten die Studierendenschaft der Humboldt-Universität treffend beschreiben würde. Einen ersten Überblick über das politische Engagement der HU-Studierenden erlaubt Abb. 30, die die Verbreitung verschiedener Partizipationsformen darstellt. Im Folgenden werden wir die Ergebnisse der Studie hinsichtlich verschiedener Partizipationsformen einzeln beschreiben und mit sozialen Merkmalen der Befragten in Verbindung setzen. Wir beginnen mit Formen, die als unkonventionell bezeichnet werden und enden mit institutionell ausgerichteten Partizipationsmöglichkeiten wie dem Parteiengagement.

Abb. 30: „Haben Sie in den letzten 12 Monaten an einer der genannten politischen Aktionsformen teilgenommen?“



Eine sehr unkonventionelle Beteiligungsform ist der **gewaltsame Protest**. Lediglich 50 Befragte (4%) haben in den 12 Monaten vor der Befragung derartig protestiert. Die Beteiligung liegt unter den männlichen Teilnehmern mit 6% etwa doppelt so hoch wie bei den weiblichen mit 3%. Nun liegt die Annahme nah, dass Studierende mit extremer politischer Einstellung eher gewaltsam protestieren als Gemäßigte. Dies bestätigt sich insofern, als dass 70% derer, die sich an gewaltsamen Protesten beteiligten, sich auf einer Skala von 1 (sehr links) bis 30 (sehr rechts) zwischen 1 und 5 einordnen, also dem extrem linken Rand zuzuordnen sind. Bei der Interpretation dieser Ergebnisse muss jedoch beachtet werden, dass der Mittelwert aller Studienteilnehmer in Bezug auf ihre politische Selbsteinstufung bei 10 und damit deutlich links der Mitte liegt. Lediglich 3% der Studierenden ordnen sich im rechten Drittel der Skala ein. Daher lässt sich nicht sagen, ob die extrem linken Studierenden stärker Gewaltbereit sind als die rechten, da für letztere zu wenig Fälle vorhanden sind.

An einem **Produktboykott** beteiligten sich exakt 50% aller Teilnehmer. Dabei zeigen sich weder Unterschiede bezüglich des Geschlechts noch des sozialen Status. Studierende, die aus den alten Bundesländern stammen beteiligten sich leicht überproportional (54%) an einer solchen Protestform gegenüber 49% bei Studierenden aus den neuen Ländern.

Dagegen fällt auf, dass Studierende, die angaben, bei der letzten Bundestagswahl Bündnis 90/Die Grünen (58%) oder Die Linke (57%) gewählt zu haben deutlich häufiger an einem Produktboykott teilgenommen haben, als etwa CDU-Anhänger (25%).

Ähnlich aktiv sind Studierende bei der **Beteiligung an Online-Protestaktionen**. An einer solchen nahmen 50% der Befragten teil. Männliche und weibliche Teilnehmer waren hier gleichermaßen vertreten. Allerdings sind auch hier wieder die Wähler der *Grünen* und der *Linke* mit 62% respektive 65% überrepräsentiert.

Die wohl bekannteste Form des Ausdrucks politischer Partizipation ist die **Demonstration**. Wie wir in jüngster Vergangenheit bei den Aufständen in Tunesien und Ägypten beobachten konnten, kann eine Demonstration in kurzer Zeit eine starke Dynamik auslösen. Auch die Teilnehmer unserer Studie gehen in großen Zahlen zu Demos. 46% gaben an, im letzten Jahr bei einer Demonstration mitgelaufen zu sein. Die männlichen Befragten taten dies etwas häufiger (50%) als die weiblichen (44%). Auch hier ist wieder eine starke Beteiligung der Wähler von Grünen und der Linken zu verzeichnen. 59% der Grünen-Wähler und 57% der Linke-Wähler nahmen an Demos teil. Dagegen hatten die Wähler der FDP und Union lediglich jeweils nur 16% an einer Demonstration teilgenommen.

Die am stärksten verbreitete Form der politischen Meinungsäußerung ist die **Unterschriftenaktion**. In unserer Studie gaben 62% der Teilnehmer an, in den letzten 12 Monaten mindestens einmal eine solche unterschrieben zu haben. Die hohe Beteiligung spiegelt sich auch im Erfolg von Bürgerbegehren in Berlin wie *ProReli* oder der Offenlegung der Verträge über die Privatisierung der Wasserwerke wieder, denen beiden erfolgreiche Unterschrifteneinkampagnen vorausgegangen waren. Frauen beteiligten sich häufiger an dieser Protestform (65% der Frauen) während Männer hier unterrepräsentiert sind (57%). Ebenfalls sind Studierende aus den alten Bundesländern häufiger vertreten (54%), bei 46% der Studierenden aus den neuen Ländern.

Insgesamt schwächer ist das Engagement dagegen bei den **Bürgerinitiativen**. Bei dieser Art der Partizipation, die ein hohes Maß an Engagement und Selbstorganisation erfordert, nahmen lediglich 14% der Befragten teil.

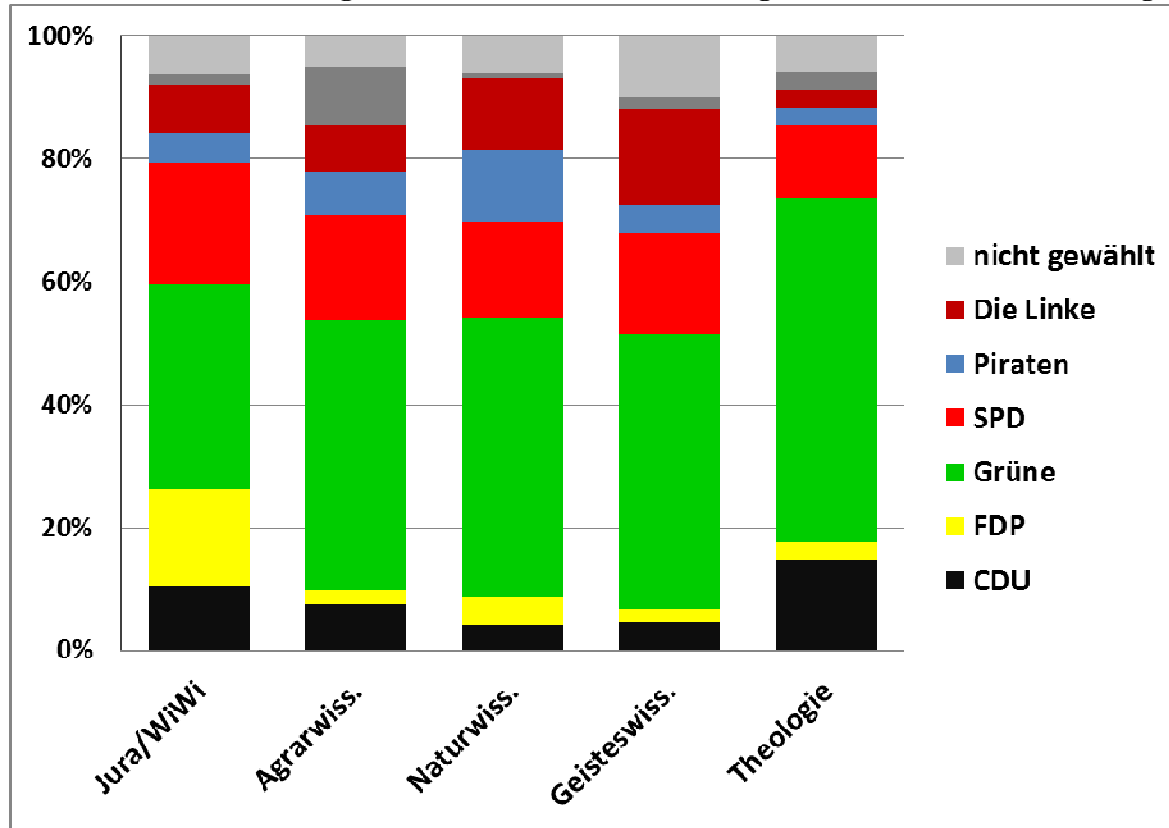
Daneben befragten wir die Teilnehmer, ob sie in den letzten 12 Monaten **Kontakt mit einem Politiker** hatten. 11% gaben an, Politiker kontaktiert zu haben. Vor allem Wähler der SPD und der Grünen machen überdurchschnittlich von dieser Form Gebrauch häufig.

In der **Hochschulpolitik** engagierten sich 18% der Befragten. Dieser Wert ist höher als das herkömmliche Parteienengagement, doch mit einem Sechstel der Studierenden immer noch recht niedrig.

Der klassische und verbindlichste Weg der politischen Beteiligung ist **die Mitgliedschaft in einer Partei oder deren Jugendorganisation**. Unter unseren Beteiligten gehören lediglich 10% der Befragten zu dieser Gruppe. Das sind deutlich weniger, als hochschulpolitisch Tätige, was verdeutlicht, dass konkrete Inhalte mit persönlichem Bezug wie in der Hochschulpolitik eher mobilisieren, als parteipolitische. Beim genaueren Hinsehen fällt auf, dass sich überdurchschnittlich viele männliche Studierende beteiligen. 13% dieser Gruppe hat zuletzt in einer Partei mitgearbeitet, während nur 8% der Studentinnen dies taten. Aufschlussreich ist die Tatsache, dass unter Stipendiaten und Stipendiatinnen der Anteil der Parteimitglieder mit 23% mehr als doppelt so hoch ist, wie in der Gesamtheit der Studierenden. Anscheinend hängen Parteimitgliedschaft und die Unterstützung durch eine Stiftung zusammen.

Im letzten Abschnitt möchten wir einige Klischees überprüfen: Was ist dran an den Stereotypen des liberalen Wirtschaftswissenschaftlers und der linksalternativen Soziologiestudentin mit Vorliebe für Demonstrationen und Boykotten? Abb. 31 zeigt, dass zumindest ein bisschen Wahrheit in diesen Vorurteilen steckt. Während an der Wirtschaftswissenschaftlichen und Juristischen Fakultät fast ein Drittel der Studierenden konservativ gewählt hat, sind dies unter Geisteswissenschaftlern weniger als 10%. Tatsächlich finden sich die höchsten Anteile eher linker Parteien unter den Geisteswissenschaftlerinnen. Wie zu erwarten finden die Piraten die meisten Anhänger in den Naturwissenschaften – denn unter diese Kategorie fällt auch die Informatik. Würde die Bundeskanzlerin von HU-Studierenden gewählt, käme sie mit Sicherheit von den Grünen: In jeder Gruppe haben mehr als 30% der Studierenden diese Partei gewählt. Zieht man Nichtwählerinnen und Wähler kleiner Parteien ab, entspräche das universitätsweit sogar einer absoluten Mehrheit von 53%.

Abb. 31: Wahlentscheidung der Studenten bei der Bundestagswahl 2009 nach Fachrichtungen



Als **Fazit** lässt sich festhalten:

Durch fast alle Formen des politischen Engagements zieht sich eine leicht höhere Beteiligung männlicher Studierender.

Ebenfalls eine leicht höhere Beteiligung weisen Studierende aus den alten Bundesländern auf. Hier kann die jüngere deutsche Geschichte zur Erklärung herangezogen werden. Viele politische Grundrechte existieren im Westen seit 1949, im Osten sind sie erst seit der Wende gegeben; ein Umstand der sicherlich auch die heutige politische Kultur beeinflusst.

Außerdem ist durchaus eine höhere politische Beteiligung von Wählern der Parteien Bündnis 90/Die Grünen und Die Linke gegenüber den Wählern der drei anderen großen Parteien zu verzeichnen. Die Entstehung der Grünen aus verschiedenen Bürgerrechtsbewegungen und das Image der Protestpartei von den Linken liefern hier mögliche Erklärungsansätze.

Eine grundsätzliche Unterteilung der Partizipation in verbindliche Formen wie Parteiengagement und Hochschulpolitik auf der einen und unverbindliche spontane Beteiligung wie Unterschriftenaktionen oder Demonstrationen auf der anderen Seite scheint gerechtfertigt zu sein.

Da es sich bei unserer Untersuchung um eine einmalige Erhebung ohne zeitliche Dimension handelt, können wir leider keine Aussage darüber treffen ob verbindliche Engagementformen abnehmen, etwa weil Werte wie Flexibilität und Individualität an Wichtigkeit gewonnen haben. Es lässt sich jedoch feststellen, dass unkonventionelles Engagement von anderen Faktoren begünstigt wird als konventionelle Partizipationsformen.

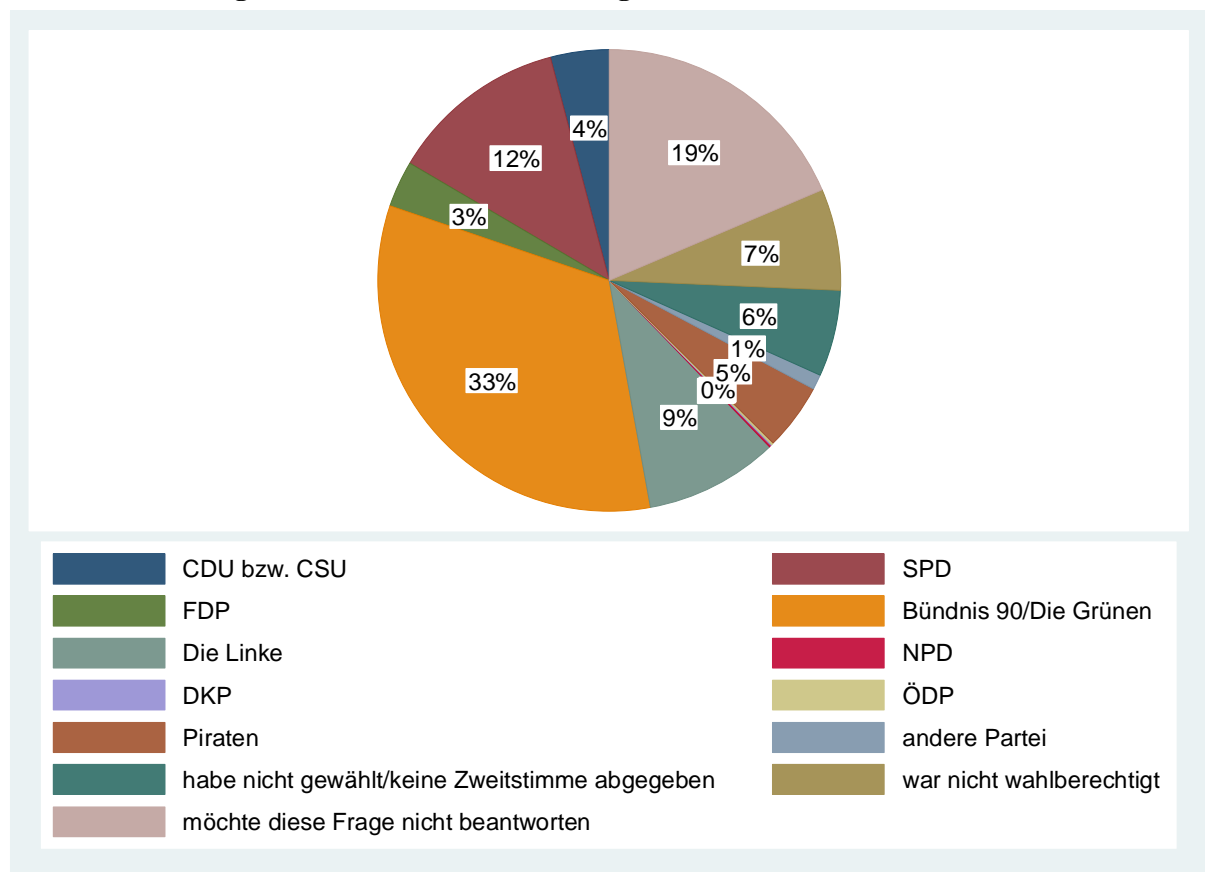
12. Politische Einstellungen

Anne-Katrin Hinz, Tobias Reinhardt & Giedre Urbanavičiūtė

Vor allem in Zeiten, in denen der Begriff Politikverdrossenheit v.a. in Medien aber auch in wissenschaftlichen Untersuchungen oft Verwendung findet, stellt sich die Frage nach den politischen Einstellungen von Studierenden als besonders interessant dar.

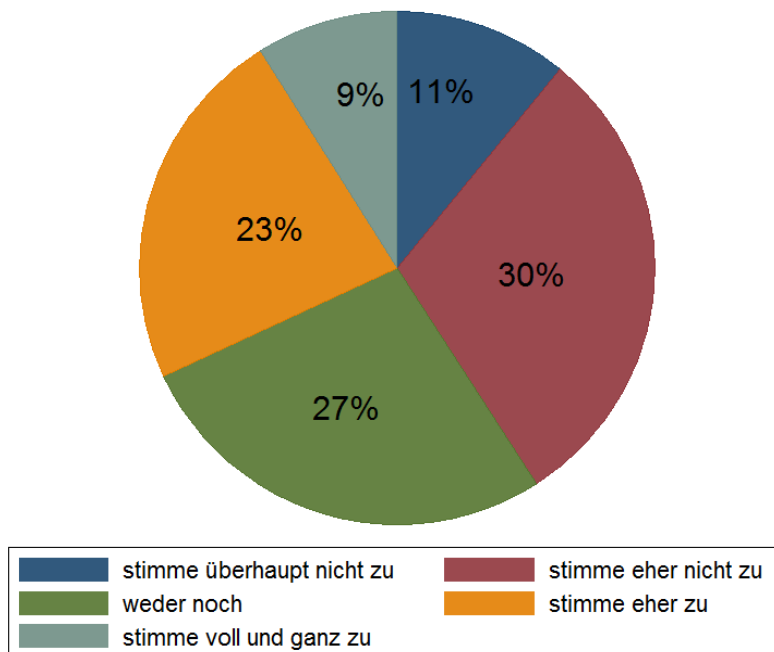
Insbesondere untersuchten wir die politischen Einstellungen bezogen auf die Zustimmung bzw. Ablehnung des Leistungsprinzips, der gesellschaftlichen Umverteilung sowie der sozialen Sicherung. Außerdem interessierten uns die Einstellungen der Studierenden zu dem gesellschaftlich relevanten Thema Migration. Bezogen auf die jeweiligen persönlichen politischen Ansichten der Studierenden fragten wir außerdem nach ihrer Stimmenabgabe bei der Bundestagswahl 2009.

Abb. 32: Verteilung der Parteiwahl zur Bundestagswahl 2009 durch die Zweitstimme



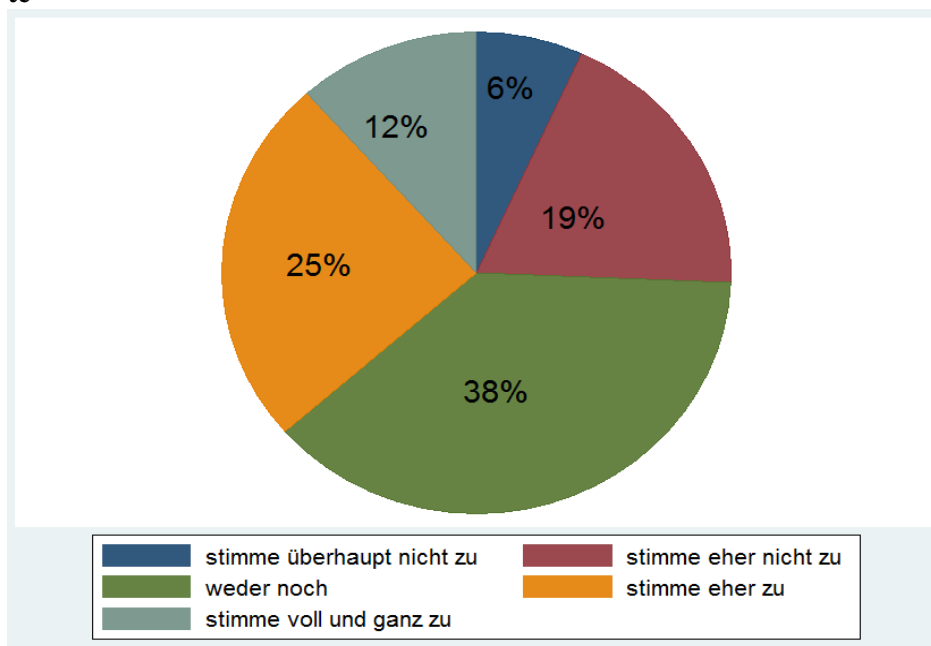
Aus Abb. 32 wird ersichtlich, dass eine relative Mehrheit von 33 Prozent der Umfrageteilnehmer/innen angab, bei der Bundestagswahl 2009 mit ihrer Zweitstimme Bündnis 90/Die Grünen gewählt zu haben. Als die am zweitstärksten genannte Partei ist die SPD mit 12 Prozent, als die am drittstärksten vertretene Partei die Linke mit 9 Prozent zu nennen. Die Tatsache, dass mit 19 Prozent der Befragten ein relativ hoher Anteil angab, diese Frage nicht beantworten zu wollen, lässt vermuten, dass die Frage bzgl. der Parteiwahl vielen Studierenden der HU zu privat war. Weiterhin fällt auf, dass die aktuell in Deutschland regierende Koalition aus CDU/CSU und FDP nur von einer Minderheit von 7 Prozent der Studierenden gewählt wurde.

Abb. 33: Verteilung der Zustimmung zu „Ein ausreichender Lebensstandard ist gesichert“



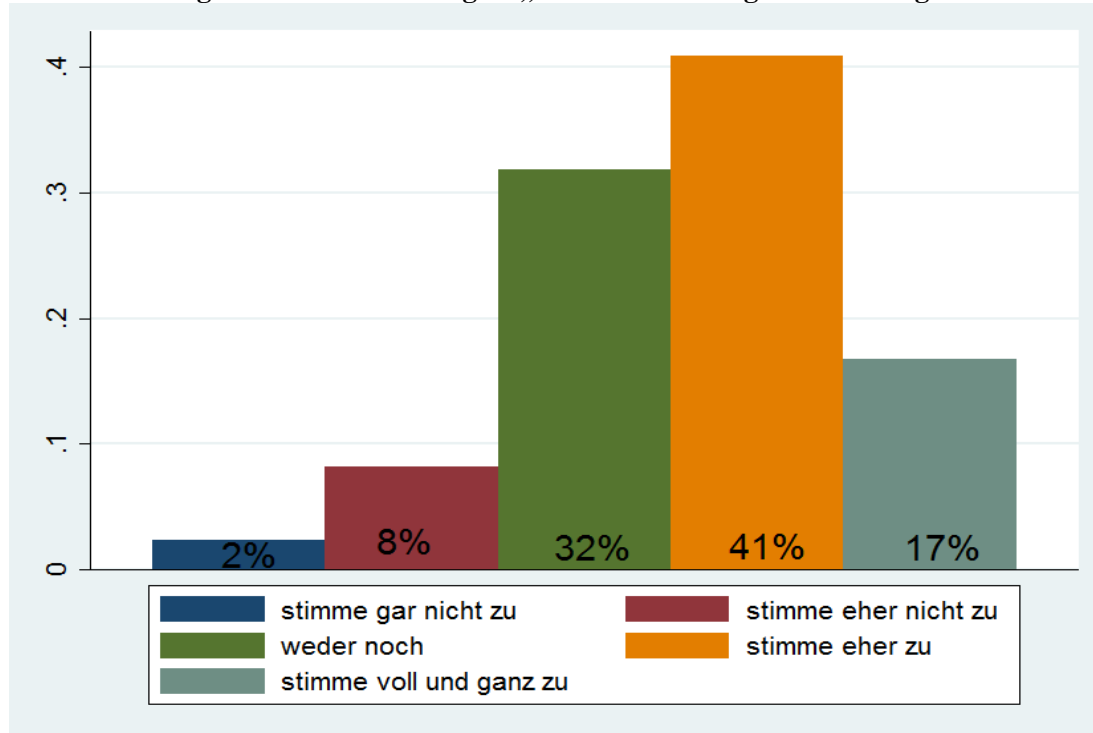
Die Studierenden der HU wurden außerdem gefragt, ob sie der Aussage, dass in allen Deutschland ein ausreichender Lebensstandard gesichert ist, zustimmen würden. Die Abb. 33 zeigt, dass 11 Prozent der Befragten der Aussage überhaupt nicht zustimmen. Der größte Anteil der teilnehmenden Studierenden, d.h. 30 Prozent, finden eher nicht, dass ein ausreichender Lebensstandard in Deutschland gesichert ist. Ein knappes Viertel der Umfrageteilnehmer/innen stimmt der Aussage eher zu. Lediglich 9 Prozent der Befragten stimmen dieser Aussage voll und ganz zu.

Abb. 34: Verteilung der Zustimmung zu „Soziale Umverteilung zu Gunsten der einfachen Leute“



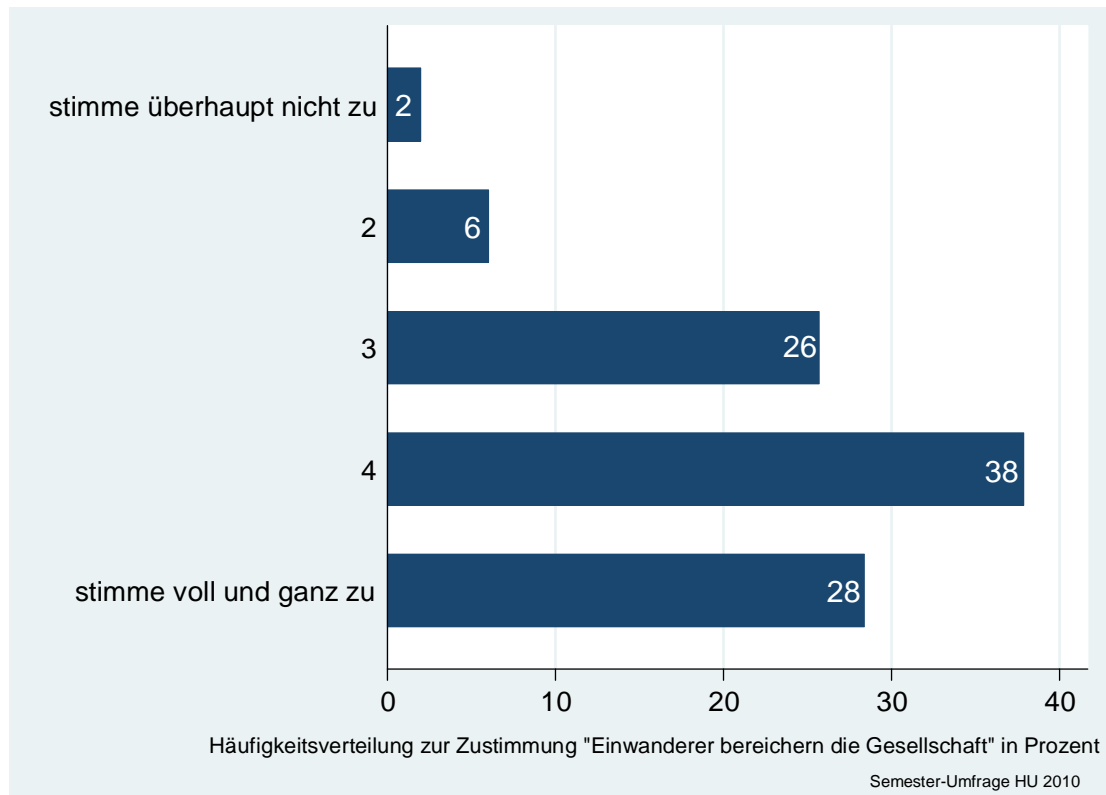
In Abb. 34 ist zu sehen, dass nur 6 Prozent der Studierenden der Aussage zustimmen, dass Einkommen und Wohlstand zu Gunsten der einfachen Leute umverteilt werden sollen, überhaupt nicht zu. 19 Prozent der befragten Studierenden stimmten dieser Aussage eher nicht zu, ein Viertel eher zu. 12 Prozent der Umfrageteilnehmer/innen stimmen der Umverteilung zu Gunsten der einfachen Leute voll und ganz zu. Eine Mehrheit von 38 Prozent positioniert sich in der Mitte, indem sie weder nicht zu noch zu stimmen.

Abb. 35: Häufigkeit der Zustimmung zu „Soziale Sicherung sollte wichtigstes Ziel sein“



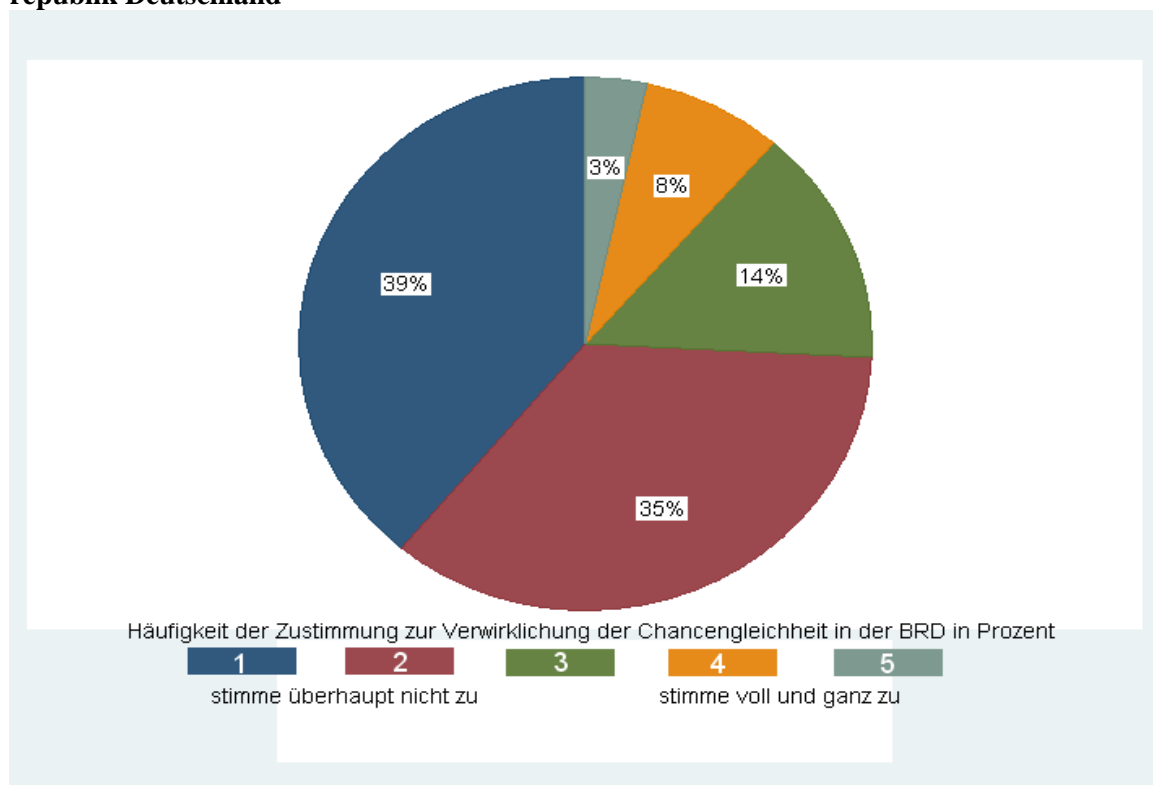
Mit 58 Prozent der befragten Studierenden stimmt die Mehrheit zu, dass soziale Sicherung das wichtigste Ziel der Politik sein sollte (vgl. Abb. 35). Volle und ganze Zustimmung erhält diese Aussage von 17 Prozent der Teilnehmer/innen, weitere 41 Prozent stimmen immerhin eher zu. Auf der anderen Seite sind nur 8% der Befragten der Meinung, dass soziale Sicherung eher nicht das wichtigste Ziel sein sollte, und lediglich 2 Prozent der Studierenden stimmen der Aussage gar nicht zu.

Abb. 36: Häufigkeit der Zustimmung zu „Einwanderer bereichern die Gesellschaft“



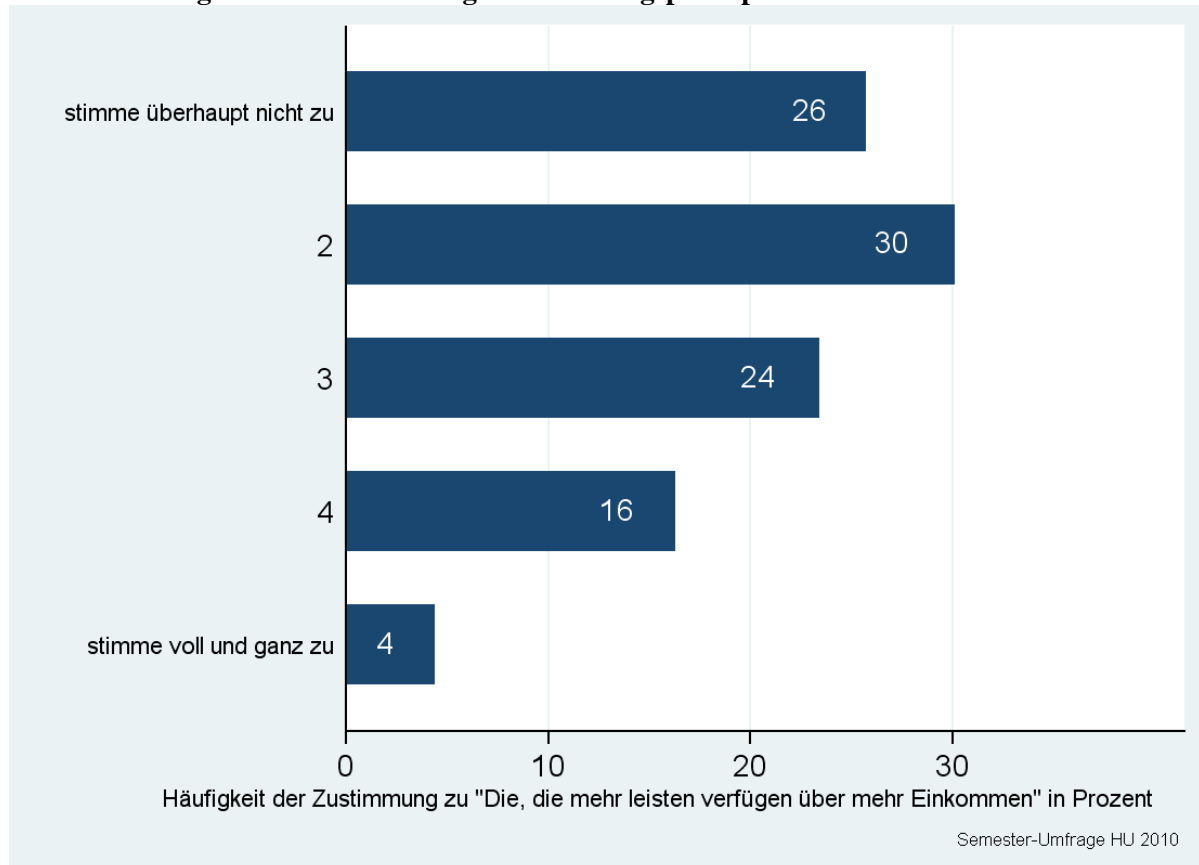
Der Aussage „Einwanderer bereichern die Gesellschaft“ stimmt ein überwiegender Teil der Studierenden von 66 Prozent zu (vgl. Abb. 36). Davon gaben 28 Prozent an, dass sie dieser Bemerkung voll und ganz zustimmen. Nur 2 Prozent der Teilnehmer/innen der Umfrage gaben an, überhaupt keine Zustimmung für die genannte Aussage aufbringen zu können. 26 Prozent gaben an, weder zu zustimmen noch nicht zu zustimmen.

Abb. 37: Häufigkeit der Zustimmung zur Verwirklichung der Chancengleichheit in der Bundesrepublik Deutschland



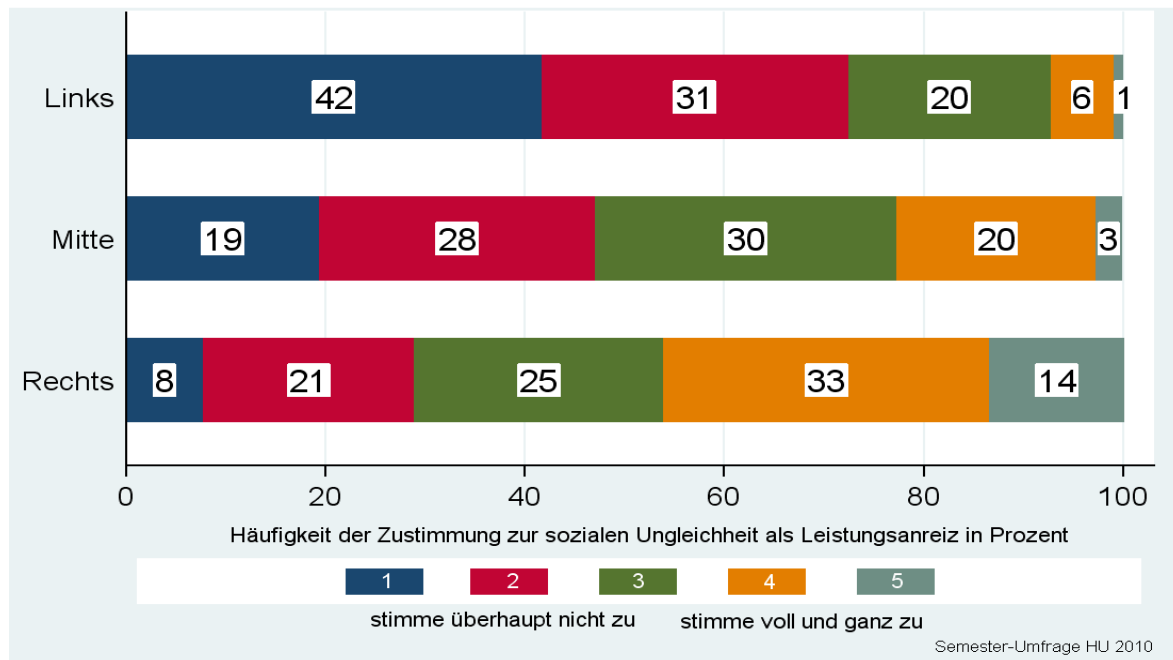
In Abb. 37 lässt sich erkennen, dass Dreiviertel der Studierenden die Chancengleichheit in Deutschland als nicht verwirklicht ansieht. Dieses sehr deutliche Ergebnis könnte von in der Öffentlichkeit diskutierten Studien, wie der PISA-Studie, geprägt sein. Diese stellt Deutschland, als eines der Länder dar, in der Bildung am stärksten von der sozialen Herkunft abhängt und dadurch Chancengleichheit im Bezug auf Bildung kaum verwirklicht ist.

Abb. 38: Häufigkeit der Zustimmung zum Leistungsprinzip



Die Verteilung der Zustimmung zum Leistungsprinzip ist eher normal verteilt (vgl. Abb. 38). Dennoch kann festgestellt werden, dass 56 Prozent der Studienteilnehmer/innen der Aussage „Diejenigen, die mehr leisten, verfügen über mehr Einkommen, als diejenigen, die wenig oder überhaupt nichts leisten“ ablehnend gegenüberstehen.

Abb. 39: Häufigkeit der Zustimmung zu „soziale Ungleichheit als Leistungsanreiz in Bezug auf die politische Einstellung“



Wenn die Verteilung der Zustimmung zur sozialen Ungleichheit als Leistungsanreiz mit einzelnen Gruppen der Links-Rechts Einstufung betrachtet wird, ergibt sich ein differenziertes Bild nach den politischen Lagern (vgl. Abb. 39). Im linken Spektrum wird soziale Ungleichheit als Leistungsanreiz von knapp Dreiviertel der Befragten abgelehnt. Auch stimmen von denen gerade einmal 7 Prozent dem Leistungsprinzip zu. Die sich als mittig positionierenden Studierenden gaben auch eher mittige Antworten ab. So stellt hier die Mittelkategorie die häufigste Antwort dar. Außerdem ist nur eine leichte Tendenz zur Ablehnung der sozialen Ungleichheit, mit unter 50 Prozent der Menschen, die sich der Mitte der Gesellschaft zuordnen, zu erkennen. Das rechte Spektrum ist tendenziell mit 47 Prozent eher für soziale Ungleichheit als Leistungsanreiz. Dies ist wahrscheinlich auf das Leistungsethos der Konservativen und sozialdarwinistische Ansätze der Rechtsradikalen zurückzuführen. Allerdings sind auch knapp 30 Prozent des rechten Spektrums gegen soziale Ungleichheit. Dieser Teil könnte aus dem Spektrum der Rechten stammen, die für einen nationalen „Sozialismus“ kämpfen, oder aus dem gemäßigten rechten Spektrum, die eher der Mitte der Gesellschaft und deren Ansichten nahe stehen. Wie oben schon erwähnt, müssen die Aussagen des rechten Spektrums mit Vorsicht genossen werden, da sehr viel weniger Rechte an der Studie teilgenommen haben und es dadurch zu Verzerrungen kommen kann. Alles in allem kann dennoch festgestellt werden, dass Linke eher gegen soziale Ungleichheit als Leistungsanreiz stimmen und Rechte eher dafür.

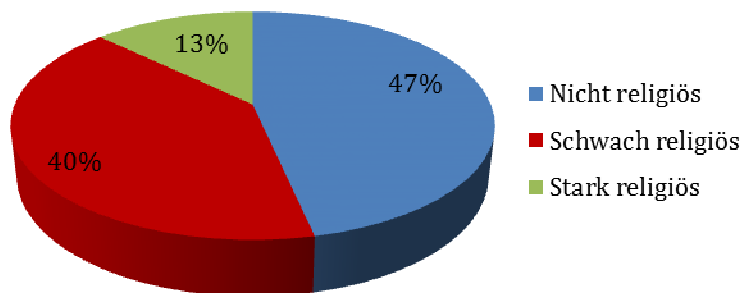
13. „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“⁶

Sascha Butschalowski, David Meiering, Viktoria Palm & Philipp Tolios

Auch Daten bezüglich Religion und Glaube wurden im diesjährigen Fragebogen zum studentischen Leben an der HU erhoben.

Da es keine Umfrageinstrumente gibt, die objektiv messen können, wie religiös eine Person ist, konnten die Befragten ihre Religiosität lediglich selbst einschätzen (vgl. Abb. 40). Beinahe die Hälfte empfindet sich als unreligiös, wohingegen 40% immerhin schwach religiös und 13% stark religiös sind. Die „religiösesten“ Befragten studieren – wie zu erwarten war – evangelische Theologie. Interessanterweise schätzt sich auch die Mehrheit der Mediziner/innen, von denen jedoch nur wenige an der Umfrage teilgenommen haben, als sehr religiös ein.

Abb. 40: Religiöse Selbsteinstufung

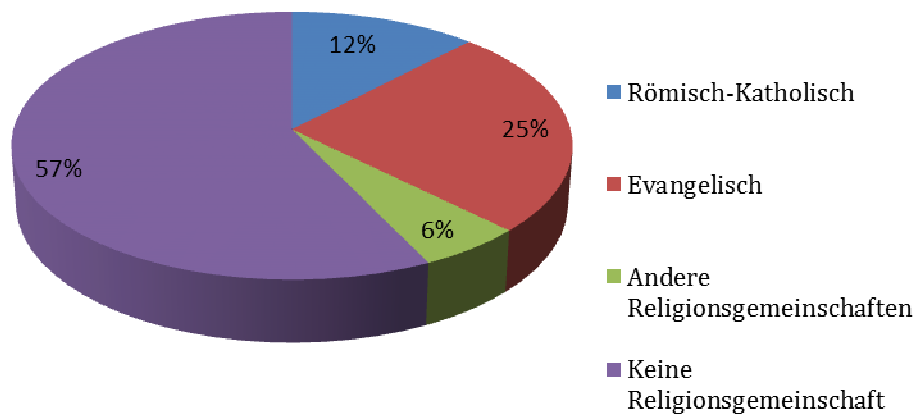


Im Fragebogen sollten die Befragten auf einer Skala von 1 („gar nicht religiös“) bis 5 („sehr religiös“) angeben, wie religiös sie sich selbst einschätzen. Hier entsprechen die Ausprägungen 2 und 3 der Kategorie „schwach religiös“; 4 und 5 wurden zu „stark religiös“ zusammengefasst.

Die meisten Mitglieder hat indessen die Evangelische Kirche – ein Viertel der Befragten (vgl. Abb. 41). Würden aber alle Studierende, die einer Religionsgemeinschaft angehören, konfessionsübergreifend eine Fraktion im Religionsparlament bilden, könnten sie wohl nur schwer regieren: Sie sehen sich einer absoluten Mehrheit von 57% der Befragten gegenüber, die keiner Religionsgemeinschaft angehören.

⁶ Goethe, Johann Wolfgang von (1986). Faust. Der Tragödie Erster Teil. Vers 3415f. Stuttgart: Reclam.

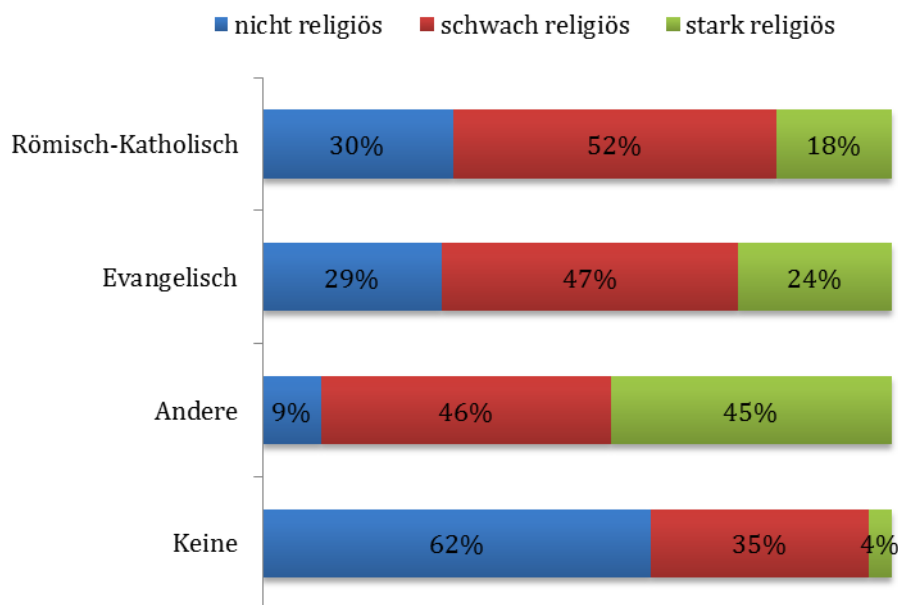
Abb. 41: Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft



Für die Kategorie "Andere Religionsgemeinschaften" wurden die evangelischen Freikirchen, andere christliche Kirchen, Judentum, Islam und weitere Gemeinschaften aufgrund sehr geringer Fallzahl zusammengefasst.

Ein etwas anderes Bild ergibt sich, wenn man vergleicht, in welchen Religionsgemeinschaften wie stark geglaubt wird. Nicht jeder, der irgendwann einmal einer religiösen Gemeinschaft beigetreten ist oder beispielsweise auf elterlichem Wunsch beitreten musste, bezeichnet sich auch als religiös (vgl. Abb. 42). So geben etwa ein Drittel der Katholiken an, gar nicht religiös zu sein, bei den Protestanten sind es etwas weniger. Die beiden größten abendländischen Religionen können anscheinend nur verhältnismäßig wenig ihrer studentischen Mitglieder stark überzeugen. Dass dies kein genereller religiöser Trend ist, zeigt der Vergleich mit den anderen erfragten Gemeinschaften, deren Mitglieder sich zu 45% als stark religiös einstufen und nur 9,5% als gar nicht religiös. Vor allem die evangelischen Freikirchen weisen einen hohen Anteil stark religiöser Mitglieder auf, werden hier aber aufgrund ihrer geringen Fallzahl nicht separat dargestellt.

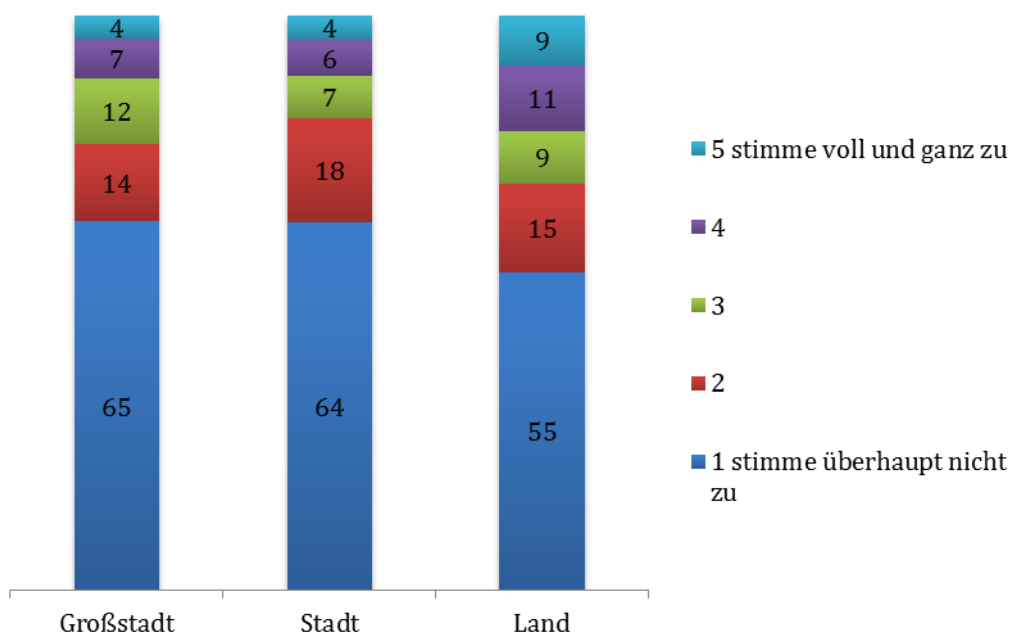
Abb. 42: Glaubensintensität nach Religionsgemeinschaft



Andersherum gibt es nicht nur einige unreligiöse Anhänger/innen verschiedener Religionsgemeinschaften, sondern auch Studierende, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, sich selbst aber als religiös bezeichnen. Für etwa 38% der Befragten trifft das zu. Religiosität ist für einen bemerkenswerten Anteil der befragten Studierenden also ein Phänomen, das auch abseits von Institutionen angetroffen und gelebt werden kann.

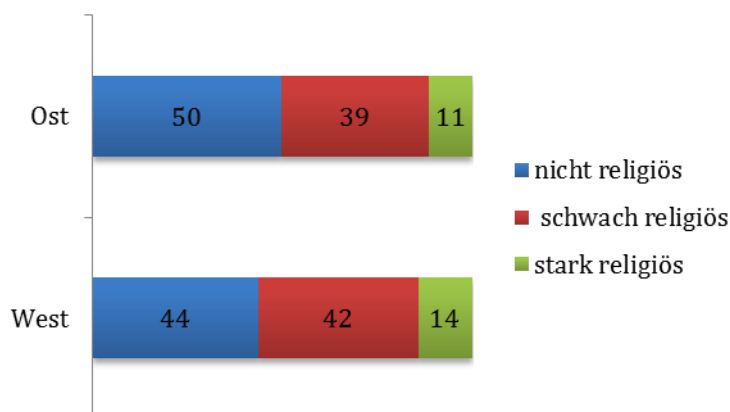
Keine größeren Unterschiede ergeben sich zwischen den Angaben der Befragten vom Land, aus Städten und aus Großstädten (vgl. Abb. 43). Bei Personen aus einem ländlichen Umfeld ist im Allgemeinen eine größere Zustimmung zur Aussage: „Religiöse Überzeugungen begründen meine Lebenseinstellung.“ zu beobachten als bei größeren Wohnorten. Auch im Bereich der vollen Zustimmung sind Unterschiede zu Menschen aus einem städtischen Umfeld festzustellen. Allerdings sind all diese Unterschiede nur geringfügig und haben kaum Aussagekraft.

Abb. 43: "Religiöse Überzeugungen begründen meine Lebenseinstellung"



Die Kategorien Metropole und Großstadt sowie mittlere Stadt und Kleinstadt sind jeweils zusammengefasst. Angaben in Prozent.

Abb. 44: Religiöse Selbsteinstufung nach alten und neuen Bundesländern

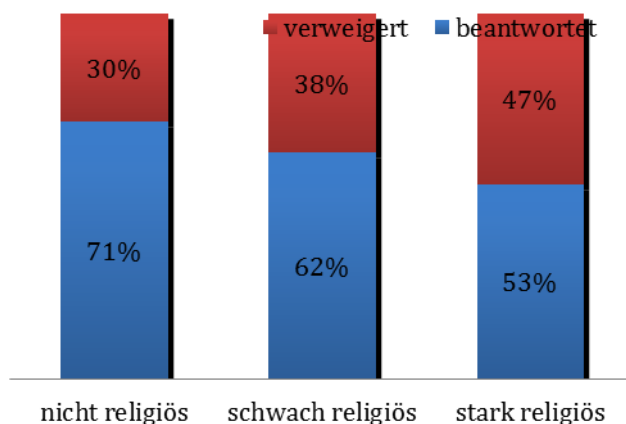


Angaben in Prozent. Gefragt wurde, wo man bis zum 16. Lebensjahr aufgewachsen ist.

Im Vergleich zwischen der regionalen Herkunft der Befragten sieht man ebenfalls keinen starken Einfluss (vgl. Abb. 44). Das ist interessant, da man hier einen Unterschied erwarten könnte, aufgrund der weitestgehend atheistischen Erziehung zu den Zeiten der DDR. Bei den Befragten ist dieser Effekt offensichtlich jedoch nicht länger über die Eltern und Großeltern vermittelt worden. Vielmehr liegen die Antworten für beide Regionen recht eng beieinander, auch wenn es eine leicht stärkere Tendenz hin zu mehr Religiosität im Westdeutschland gibt.

Betrachtet man nun einmal, ob es einen Zusammenhang gibt zwischen Religion und der Bereitschaft, über die eigene Sexualität Auskunft zu geben, dann zeigt sich folgendes Bild (vgl. Abb. 45): Während etwa 70% der nicht religiösen Befragten bereit waren, auf diese heiklen Fragen zu antworten, wollten dies in der Gruppe der schwach religiösen nur noch 62% tun und von den stark religiösen sogar nur 53%.

Abb. 45: Reaktion auf Sex-Fragen nach Grad der Religiosität



Die Befragten sollten angeben, wie häufig sie bestimmte sexuelle Praktiken wie vaginalen Geschlechtsverkehr oder Masturbation in der Regel durchführen. „Verweigert“ hat, wer ausschließlich die Antwortmöglichkeit „Ich möchte diese Frage nicht beantworten“, angegeben hat.

14. Lebensmittelkonsumverhalten

Denis Cohen, Frauke Gajdus, Kristin Kretzschmar, Jochen Rehmert & Manuel Rickert

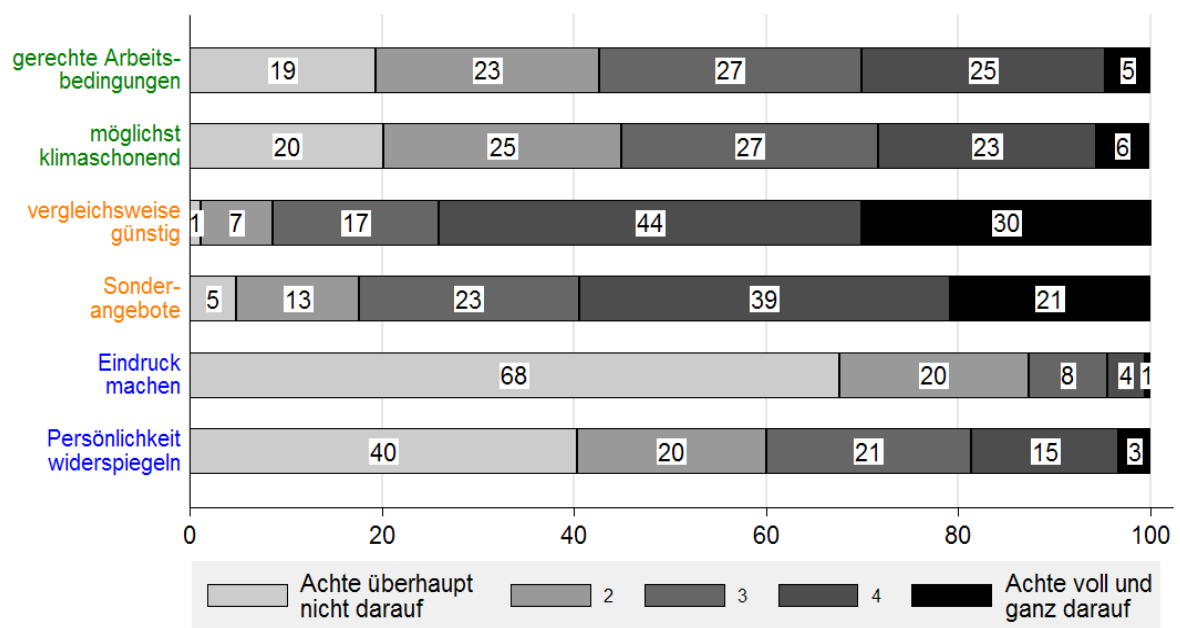
Konsum ist allgegenwärtig. In den Bedarfsfeldern des Wohnens, der Mobilität, der Energienutzung, der Kleidung oder der Nahrung sehen sich die Menschen vor Konsumententscheidungen gestellt, denen sich die Wenigsten entziehen können. Doch nur weil Konsum allgegenwärtig ist, ist er nicht beliebig. Vielmehr liegen den Konsumententscheidungen oftmals bewusste Absichten zugrunde, die sich zu unterschiedlichen Verhaltensmustern bündeln lassen. In einer Onlineumfrage jedoch lassen sich Konsumprämissen in all den genannten Bedarfsfeldern nur äußerst schwierig umfassend erheben. Dies liegt zum einen an der kognitiven Herausforderung an die Befragten, denen selten in allen Konsumbereichen weitreichende Informationen bekannt sind und die einige Konsumententscheidungen ohne bewusste Reflexion treffen. Zum anderen wäre eine so umfassende Erhebung mit enormem Zeitaufwand für die Befragten verbunden und würde nur geringen Rücklauf an vollständigen und brauchbaren Antworten hervorbringen.

Aus diesem Grund betrachten wir das Lebensmittelkaufverhalten der Studierenden der Humboldt-Universität als alltägliche Manifestation ihrer individuellen Konsumprämissen. Aus der Vielzahl an individuellen Absichten, die Konsumententscheidungen zugrunde liegen können, haben wir den Befragten eine Auswahl von sechs Aussagen zu ihrem Lebensmittelkaufverhalten vorgelegt. Dabei sollten die Umfrageteilnehmer/innen auf einer fünfstufigen Skala bewerten, wie sehr sie bei Einkäufen auf bestimmte Aspekte achten, wobei die Kategorie 1 der Antwort „Achte überhaupt nicht darauf“ und Kategorie 5 der Antwort „Achte voll und ganz darauf“ gleichkam.

Den sechs Aussagen, die den Studierenden vorgelegt wurden, liegen drei theoretische Dimensionen des Lebensmittelkaufverhaltens zugrunde. So steht hinter der besonderen Beachtung der Aspekte „gerechte Arbeitsbedingungen“ und „möglichst klimaschonende Produkte“ ein nachhaltiges Konsumverhalten. Dieses zeichnet sich dadurch aus, dass die aktuelle Bedürfnisbefriedigung stets unter Rücksichtnahme auf die Bedürfnisbefriedigungsoptionen zukünftiger Generationen erfolgt.

Hinter den Aspekten „vergleichsweise günstige Produkte“ und „Sonderangebote“ steht ein rationales Konsummuster, bei dem die Kosten-Nutzen Abwägung und der Versuch den Nutzen bei möglichst geringen Kosten zu maximieren dominieren. Die dritte Dimension ist demonstratives Konsumverhalten. Dieses zeichnet sich besonders dadurch aus, dass bei den Lebensmittelkaufentscheidungen versucht wird, „Eindruck zu machen“ oder die „eigene Persönlichkeit widerzuspiegeln“.

Abb. 46: Lebensmittelkaufprämissen (in Prozent)



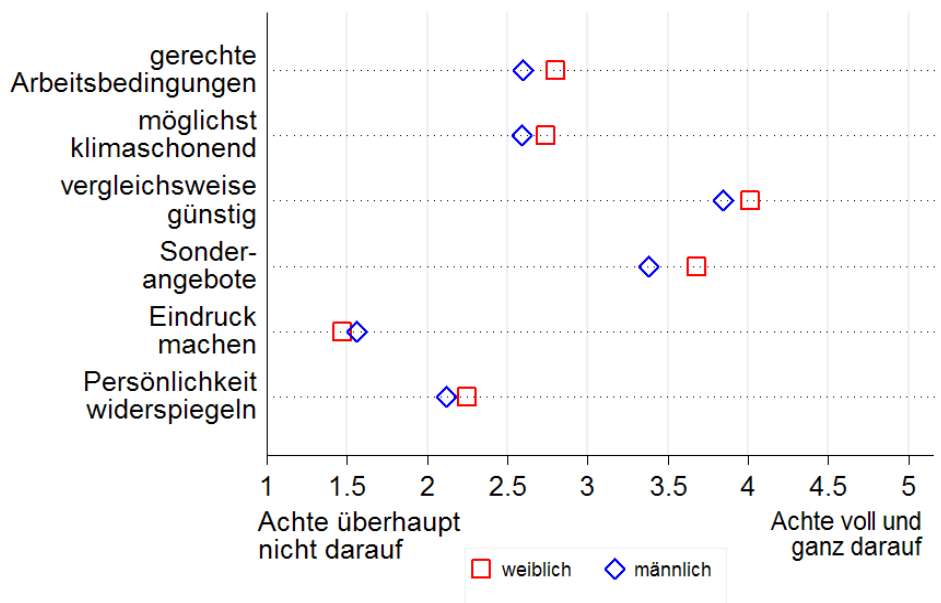
Wie stark achtest du beim Kauf von Lebensmitteln jeweils auf die folgenden Aspekte?

Abb. 46 zeigt, dass die Mehrheit der Studierenden der HU nicht besonders auf demonstrative Konsumprämissen achtet. 88% der Studierenden gaben an, (überhaupt) nicht auf den Aspekt, durch Lebensmittelkaufentscheidungen auf Freunde und Familie Eindruck zu machen, zu achten. Ähnlich verhält es sich mit dem Aspekt, im Lebensmittelkonsum die eigene Persönlichkeit widerzuspiegeln, auf den 60% der Befragten (überhaupt) nicht achten.

Von der Mehrheit werden Aspekte des rationalen Konsums, dargestellt in orange, als zutreffend bewertet. 74% der Studierenden achten (voll und ganz) auf vergleichsweise günstige Produkte und 60% der Studierenden auf Sonderangebote.

30%, bzw. 29% gaben an, bei ihrem Konsumverhalten auf nachhaltige Aspekte (dargestellt in grün) wie gerechte Arbeitsbedingungen und möglichst klimaschonende Herstellungsweise bei den konsumierten Produkten, (voll und ganz) zu achten. Entgegen der Ergebnisse zu demonstrativen und rationalen Aspekten wählten die Teilnehmenden bei den Aussagen zum nachhaltigen Konsum mit je 27% auffallend stark die Mittelkategorie. Als Erklärung hierfür ist denkbar, dass aus Gründen der sozialer Erwünschtheit oder aber aufgrund des geringen Kenntnisstandes über die menschenrechtlichen und ökologischen Auswirkungen des eigenen Konsumverhaltens, die dritte Kategorie, die in der Mitte Achtung und Missachtung der jeweiligen Konsumprämissen liegt, gewählt wurde.

Abb. 47: Durchschnittliche Angaben zum Lebensmittelkaufverhalten nach Geschlecht



In Abb. 47 werden geschlechtsspezifische Unterschiede verdeutlicht. In den meisten Fällen erhielten die Teilnehmerinnen höhere Durchschnittswerte als die männlichen Teilnehmer. Nur bei der Aussage, mit dem Lebensmittelkonsumverhalten Eindruck machen zu wollen, erhalten Männer höhere Durchschnittswerte als Frauen. Besonders deutlich ist der Abstand zwischen Männern und Frauen bei Sonderangeboten.

Tab. 13: Durchschnittliche Angaben zum Lebensmittelkaufverhalten und Differenzen nach Ost/West-Herkunft und nach Einkommen über/unter dem Median

	gerechte Arbeitsbedingungen	möglichst klimaschonend	vergleichsweise günstig	Sonderangebote	Eindruck machen	Persönlichkeit widerspiegeln
West	2.86	2.76	3.90	3.50	1.47	2.23
Ost	2.58	2.59	4.02	3.66	1.46	2.11
Differenz	+0.28	+0.17	-0.12	-0.16	+0.01	+0.12
Einkommen > Median	2.81	2.75	3.82	3.51	1.55	2.26
Einkommen < Median	2.65	2.62	4.10	3.66	1.44	2.14
Differenz	+0.16	+0.13	-0.28	-0.15	+0.11	+0.12

Analog hierzu zeigt Tab. 13 weitere Mittelwertvergleiche. In den ersten beiden Zeilen werden die Mittelwerte der Angaben von Studierenden, die bis zu ihrem 16. Lebensjahr in Ostdeutschland aufgewachsen sind den Mittelwerten von denen, die bis zum 16. Lebensjahr in Westdeutschland gelebt haben, gegenübergestellt. Die beiden unteren Zeilen vergleichen die mittleren Angaben von Studierenden, denen mehr als das Medianeinkommen von 750€ monatlich zur Verfügung steht mit den Angaben der Studierenden, die weniger zur Verfügung haben. Hierbei zeigen sich durchschnittlich höhere Angaben in den Aussagen zum nachhaltigen Konsum und zum demonstrativen Konsum sowie durchschnittlich niedrigere Werte bei Aussagen zum rationalen Konsum bei Studierenden, die in Westdeutschland aufgewachsen sind und bei Studierenden, denen mehr als 750€ monatlich zur Verfügung stehen.

Es bleiben einige Folgefragen, die aus den vorliegenden Ergebnissen erwachsen, unbeantwortet, die an dieser Stelle kurz aufgeworfen werden sollen: Schließt die überwiegende Priorisierung rationaler Konsumprämissen eine Verfolgung nachhaltiger Konsumbestrebungen aus, oder gehen die beiden Typen des Lebensmittelkaufverhaltens gar mehrheitlich miteinander einher? Verfolgen die wenigen Studierenden, die angaben, stark auf demonstrative Konsumprämissen zu achten, in ihrem Konsum ausschließlich und unter Missachtung sonstiger Aspekte einen Prestigegedanken - oder liegt eine gleichzeitige hohe Achtung von Nachhaltigkeit vor, die sich eventuell im Statuswert kostenintensiver ökologischer und fairer Lebensmittel begründet? Und zuletzt: Inwiefern fallen die subjektiven Bekundungen der Befragten über ihre individuellen Richtlinien beim Lebensmitteleinkauf mit ihrem tatsächlichen Verhalten auseinander? Gerade die letztgenannte Frage bietet einen soliden Anhaltspunkt für die weitere Forschung, in der versucht werden könnte, die Intensität und Extensität verschiedener Konsummuster differenzierter zu erfassen.

15. Genussmittel- und Drogenkonsum

Michael Besser, Carolin Dieterle, Antonia Jülich, Josephine Lichteblau & Marcin Zawisza

Gesellschaftlich gesehen wird das Thema Drogen auf zwei Ebenen wahrgenommen. Einerseits wird über die akzeptierten Genussmittel gesprochen, zu denen Kaffee, Nikotin, Alkohol und Marihuana zählen und andererseits existieren die „tabuisierten“ Substanzen wie Aufputschmittel (Kokain, Speed), Halluzinogene (Ecstasy, LSD), Beruhigungsmittel und Antidepressiva. Sonderrollen unter den erwähnten Substanzen beanspruchen Kaffee sowie Marihuana. Beim Kaffee handelt es sich um ein Genussmittel, das weder ein Suchtrisiko darstellt, noch erwähnenswerte gesundheitliche Schäden verursacht. Marihuana wiederum ist eine Droge, die in vielen gesellschaftlichen Schichten konsumiert wird und nicht mehr den Status einer harten Droge hat, sondern vielmehr als weiche Droge angesehen wird.

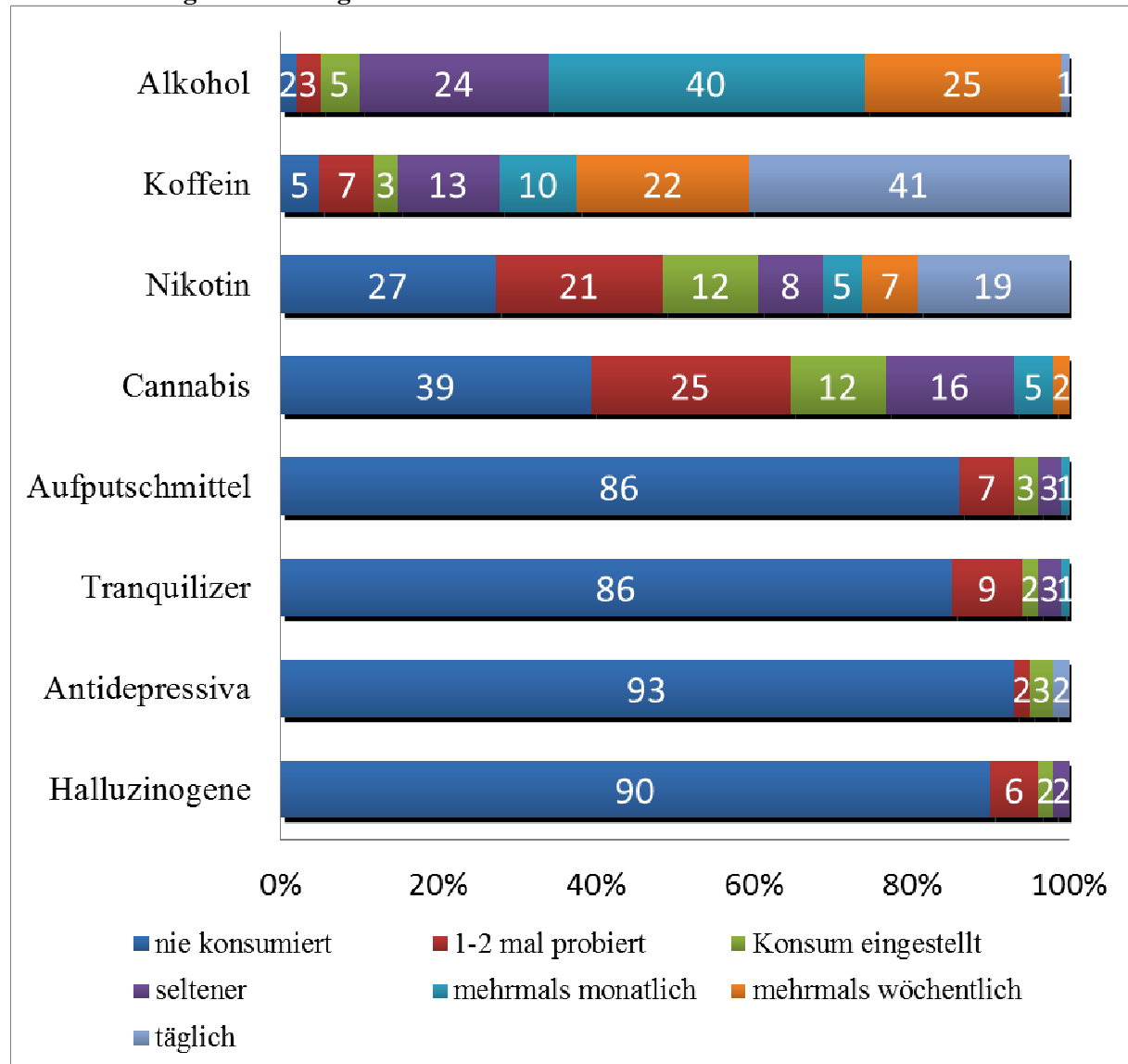
In unserer Erhebung wurde zum Thema Genussmittel und Drogen die Häufigkeit des Konsums der oben genannten Substanzen abgefragt. Folgende Antwortmöglichkeiten standen zur Verfügung: „täglich“, „mehrmals wöchentlich“, „mehrmals monatlich“, „seltener“, „habe Konsum eingestellt“, „habe es nur 1-2 mal probiert“, „noch nie konsumiert“.

Aufgrund der Aufteilung der Substanzen in harte und weiche Drogen, könnte sich für die Erhebung folgendes Problem ergeben haben. Möglicherweise haben die Befragten bezüglich ihres Konsums weicher Drogen ehrlichere Auskunft gegeben als bezüglich ihres Konsums harter Drogen. Die Beantwortung der Fragen nach Aspekten sozialer Erwünschtheit kann zu einer Verzerrung der Ergebnisse geführt haben. Dies könnte zu den geringen Fallzahlen bei der Konsumhäufigkeit der harten Substanzen beigetragen haben.

Zunächst soll beschrieben werden, wie häufig die acht abgefragten Genussmittel und Substanzen von den Studierenden konsumiert werden (vgl. Abb. 48). Von den weichen Substanzen wird Koffein am häufigsten konsumiert. Etwa 2/3 der Befragten geben an, mehrmals wöchentlich und öfter Koffein zu konsumieren; 41 Prozent sogar täglich. Dieses Ergebnis ist nicht weiter überraschend, da Koffein von vielen als unbedenklich empfunden wird. An zweiter Stelle steht der Alkohol, welcher von einem Viertel der Befragten mehrmals wöchentlich und öfter konsumiert wird. Allerdings wird Alkohol nur von 1 Prozent täglich konsumiert, dafür aber von 40 Prozent mehrmals im Monat. Dem Konsum von Alkohol folgt an dritter Stelle der Nikotinkonsum. Auch hier geben 26 Prozent der Studierenden an mehrmals wöchentlich und häufiger zu rauchen. Im Unterschied zum Alkoholkonsum wird Nikotin jedoch von 19 Prozent sogar täglich konsumiert, hingegen hat aber fast die Hälfte aller Befragten Nikotin nur ein bis zweimal probiert oder gar noch nie. Die weiche Droge, die am wenigsten konsumiert wird ist Cannabis. Niemand hat angegeben täglich zu kiffen, nur 2 Prozent tun dies mehrmals wöchentlich und auch nur 4 Prozent mehrmals monatlich. Dieses Ergebnis könnte eventuell auf soziale Erwünschtheit beim Beantworten der Fragen zurückzuführen sein.

Wie zu erwarten war, ist die Häufigkeit des Konsums harter Drogen geringer. Bezüglich des Konsums von Aufputschmitteln und Tranquilizern ist festzuhalten, dass zwar 86 Prozent der Befragten die beiden Substanzen noch nie ausprobiert haben, doch 3 Prozent angaben, sie seltener als monatlich bzw. 1 Prozent sogar mehrmals monatlich zu konsumieren. Auffällig ist, dass die Zahl der Personen, die angaben, die Substanz noch nie konsumiert zu haben, bei den Antidepressiva am größten ist (93 Prozent). Allerdings ist bei dieser Substanz auch der tägliche Konsum der abgefragten harten Drogen mit 2 Prozent am höchsten.

Abb. 48: Häufigkeit des Drogen- und Genussmittelkonsums



Unterschiede im Konsumverhalten der abgefragten Substanzen können festgestellt werden, wenn man bestimmte Merkmale der Befragten untersucht.

Bei der Betrachtung des Alkoholkonsums fällt auf, dass das Geschlecht und das Ausgehverhalten einen Einfluss auf den Konsum haben (vgl. Tab. 14). So konsumieren fast doppelt so viele Männer wie Frauen mehrmals wöchentlich Alkohol. 61 Prozent derjenigen, die angaben, mindestens wöchentlich Bars und Clubs zu besuchen, trinken auch wöchentlich Alkohol, wobei nur 4 Prozent derjenigen, die, nie in Bars gehen, auch mehrmals wöchentlich Alkohol trinken. Allgemein lässt sich daraus schließen, dass es einen positiven Zusammenhang zwischen Ausgehverhalten und Alkoholkonsum gibt. Es scheint dass ein erhöhtes Ausgehverhalten auch zu einem erhöhten Alkoholkonsum führt. Dem ist jedoch hinzuzufügen, dass diese Aussage über den Kausalzusammenhang von Ausgehverhalten und Alkoholkonsum auch genau andersherum gelten kann, da auch die Möglichkeit besteht, dass Bars und Clubs gerade deshalb besucht werden, um Alkohol zu trinken. Nennenswerte Altersunterschiede lassen sich für den Alkoholkonsum nicht feststellen. Auch die sportliche Aktivität, sowie der psychische Gesundheitszustand der Befragten wirken sich nicht bedeutend auf die Häufigkeit des Alkoholkonsums aus.

Tab. 14: Häufigkeit des Alkoholkonsums (Angaben in Prozent)

Alkoholkonsum	Nie konsumiert	1-2 mal probiert	eingestellt	seltener	Monatlich	Wöchentlich	täglich
Alle Befragten	2	3	5	24	40	25	1
Männer	2	2	5	15	37	36	3
Frauen	2	4	5	29	42	19	1
Besuch von Bars und Clubs							
Nie	13	16	12	41	14	4	0
Seltener als							
Monatlich	2	6	8	47	27	9	1
Etwa Monatlich	1	1	4	30	50	13	1
Mehr als monatlich	0	1	2	11	54	31	1
Mindestens wöchentlich	0	0	3	3	29	61	3
Alter							
Unter 20	0	10	5	23	36	26	0
21 & 22	3	4	4	23	43	23	0
23 & 24	2	3	4	24	40	26	1
25 – 29	1	3	5	23	42	26	2
Über 30	1	2	8	21	33	22	3

Für den Nikotinkonsum lässt sich kein großer Unterschied zwischen den Geschlechtern feststellen (vgl. Tab. 15). Es rauchen lediglich 3 Prozent mehr Männer als Frauen täglich. Das Alter weist jedoch einen bedeutsamen Einfluss auf: 30 Prozent der Befragten, die über 30 Jahre alt sind, rauchen täglich, während dies nur 13 Prozent der unter 20- Jährigen tun. Zum Einfluss des Ausgehverhaltens auf den Nikotinkonsum lässt sich Ähnliches feststellen wie beim Alkoholkonsum. Ein häufiges Ausgehen in Bars und Clubs führt zu erhöhtem Nikotinkonsum: Es rauchen halb so viele Personen, die seltener als monatlich ausgehen, täglich, als solche, die dies mindestens wöchentlich tun. Auch hier ist jedoch die Kausalität des Zusammenhangs wie beim Alkoholkonsum nicht eindeutig festzulegen. Auch umgekehrt könnte es sein, dass ein erhöhter Nikotinkonsum dazu führt, öfter auszugehen, weil beispielsweise zu Hause nicht geraucht werden darf etc. Ein weiteres einflussreiches Merkmal ist der psychische Gesundheitszustand. 25 Prozent derjenigen, die den ihrigen als schlecht einstufen, rauchen täglich, wobei dies nur 12 Prozent derjenigen tun, die ihn als sehr gut einschätzen. Das Vorhandensein eines eigenen Kindes bringt ein interessantes Ergebnis: Von den Befragten, die Kinder haben, gaben 27 Prozent an, täglich zu rauchen, während dies nur 19 der Kinderlosen tun. Jedoch sind die „Gelegenheitsraucher“, die mehrmals monatlich oder wöchentlich rauchen, überwiegend kinderlos.

Tab. 15: Häufigkeit des Nikotinkonsums (Angaben in Prozent)

Nikotinkonsum	Nie konsumiert	1–2 mal probiert	Eingestellt	Seltener	Monatlich	Wöchentlich	täglich
Alle Befragten	27	21	12	8	5	6	19
Männer	26	21	11	11	4	6	21
Frauen	28	21	13	7	6	7	18
Alter							
Unter 20	51	26	3	5	3	0	13
21,22	36	24	6	11	5	5	13
23,24	29	23	10	9	4	8	18
25-29	23	21	15	8	6	7	20
Über 30	20	14	22	3	6	5	30
Besuch von Bars und Clubs							
nie	62	19	8	3	1	1	7
Seltener als monatlich	40	24	14	4	2	2	14
Etwa monatlich	24	25	12	7	4	7	21
Mehrmals monatlich	19	21	13	12	6	9	20
Mindestens wöchentlich	13	14	11	1	10	11	30
Psychischer Gesundheitszustand							
Sehr gut	34	23	11	11	5	4	12
gut	30	21	12	7	6	7	18
Eher gut	24	23	12	8	5	7	18
Eher schlecht	23	17	14	9	5	8	23
schlecht	23	23	14	5	4	5	25
Sehr schlecht	50	8	8	17	0	17	0

Tab. 16: Häufigkeit der Konsums von Antidepressiva (Angaben in Prozent)

Konsum von Antidepressiva	Nie konsumiert	1, 2 mal probiert	eingestellt	seltener	monatlich	täglich
Psychische Gesundheit						
Sehr gut	100	0	0	0	0	0
gut	98	1	1	0	0	0
Eher gut	91	2	4	0	0	2
Eher schlecht	85	5	5	0	0	4
schlecht	78	5	9	0	0	7
Sehr schlecht	58	17	0	8	8	8
Alter						
Über 20	97	3	0	0	0	0
21, 22	94	2	2	0	0	2
23, 24	94	1	3	0	1	1
25 - 29	93	2	3	0	0	1
Über 30	86	4	5	1	0	4

Wie bereits erwähnt, ist die Konsumhäufigkeit der „harten“ Drogen sehr gering. Trotzdem sind Einflüsse bestimmter Merkmale erkennbar. Bei der Häufigkeit des Konsums von Antidepressiva ist der psychische Gesundheitszustand der entscheidende Faktor (vgl. Tab. 16). Keiner der Befragten, die ihren psychischen Gesundheitszustand als sehr gut einschätzen, nahm jemals Antidepressiva. Jedoch nehmen 7 Prozent der Befragten, die sich in einem schlechten und 8 Prozent derjenigen, die sich in

einem sehr schlechten psychischen Zustand befinden, diese Substanz täglich ein. Auch das Alter beeinflusst den Konsum von Antidepressiva. So nehmen 4 Prozent der über 30-Jährigen täglich Antidepressiva zu sich, während dies keiner der unter 20-Jährigen tut. Das Geschlecht hat keinen Einfluss auf die Einnahme dieser Substanz, da genauso viele Männer wie Frauen diese konsumieren.

Wie bei allen „harten“ Drogen festzustellen ist, erweist sich das Alter auch beim Konsum der Halluzinogene als Einflussfaktor (vgl. Tab. 17). Gemäß der Erwartung steigt die Zahl der Personen, die Halluzinogene bereits ausprobiert haben mit dem Alter an. Auch das Ausgehverhalten beeinflusst den Konsum dieser Substanz. So nehmen jeweils 4 Prozent der Studierenden, die mehrmals wöchentlich oder mehrmals monatlich Bars und Clubs besuchen, zumindest seltener als monatlich Halluzinogene. Diejenigen, die nie oder nur seltener als monatlich ausgehen, haben im Vergleich dazu Halluzinogene höchstens einmal ausprobiert (4 bzw. 3 Prozent).

Tab. 17: Häufigkeit der Konsums von Halluzinogenen (Angaben in Prozent)

Konsum von Halluzinogenen		Nie konsumiert	1, 2 mal probiert	eingestellt	seltener
Alter					
	Über 20	97	3	0	0
	21, 22	94	4	0	1
	23, 24	92	5	1	2
	25-29	89	6	2	3
	Über 30	80	10	6	4
Besuch von Bars und Clubs					
	nie	96	4	0	0
	Seltener als monatlich	95	3	2	0
	Etwa monatlich	89	7	3	2
	Mehrmals monatlich	89	6	1	4
	Mindestens wöchentlich	81	11	2	4

Alles in allem geht aus der Analyse hervor, dass die hier untersuchten Merkmale Alter, Geschlecht, Ausgehverhalten, psychische Gesundheit, das Vorhandensein von eigenen Kindern und die sportliche Aktivität einen eindeutigen Einfluss auf die Häufigkeit des Genussmittel- und Drogenkonsums haben. Jedoch wirken sich diese Faktoren in unterschiedlichem Maße auf den Konsum der betrachteten Substanzen aus.

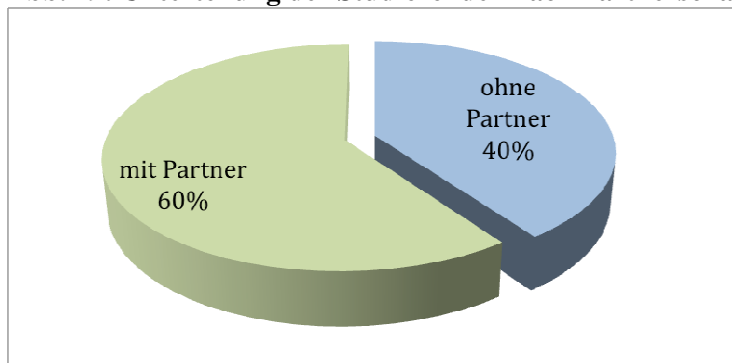
16. Partnerschaft und Studium

Irina Desinova, , Hannah Isenbügel, Sergei Istomin, Mariella Petrova & Elena Sánchez

Studierende leben in sozialen Gruppen, Familien und in verschiedensten partnerschaftlichen Bindungen. Die Evolution lässt es nicht zu, dass wir als Einzelgänger existieren und so folgen Menschen (in diesem Fall Studenten der Humboldt Universität zu Berlin) einem Gesellungsstreben – die Nähe anderer Menschen zu suchen. Doch wie wichtig und präsent ist eine Partnerschaft während der Studienzeit? Wie sehr beeinflusst das private Leben das Streben nach Karriere? Und strebt überhaupt jeder Student eine Partnerschaft an?

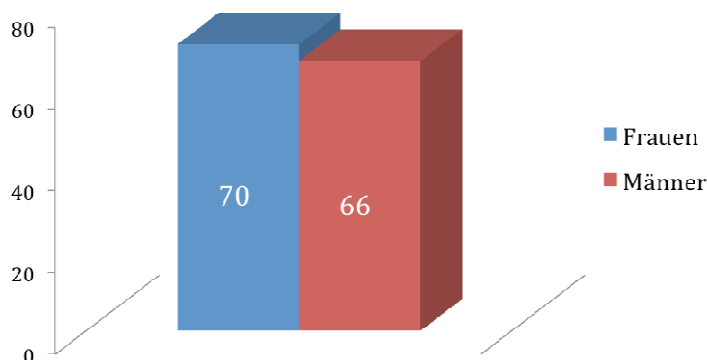
Über die Hälfte aller befragten Studenten gaben an sich derzeit in einer partnerschaftlichen Beziehung zu befinden (vgl. Abb. 49).

Abb. 49: Unterteilung der Studierenden nach Partnerschaft



Die Umfrage ergab auch, dass mehr Frauen als Männer angaben, in einer Partnerschaft zu leben (70% aller Frauen, 66% aller Männer; vgl. Abb. 50).

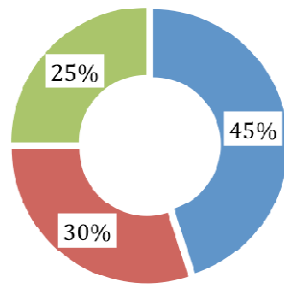
Abb. 50: Anteil der Frauen und Männer mit Partner/in



Wie intensiv die einzelnen Partnerschaften sind, und wie ausgeprägt die Bindung ist, variiert sowohl von Partnerschaft zu Partnerschaft, als auch von Mensch zu Mensch. Anhand der Darstellung zur Wohnsituation der Befragten (vgl. Abb. 51) kann man erkennen, dass ein Viertel der Studenten, die angaben, sich in einer Partnerschaft zu befinden, eine Fernbeziehung führen. 30 Prozent dieser Befragten gaben an, in derselben Stadt wie der Partner zu wohnen, und 45% wohnen bereits zusammen.

Abb. 51: Wohnsituation der Studierenden in Partnerschaft

■ zusammenwohnend ■ derselbe Wohnort ■ anderer Wohnort



Nicht nur Studierende die sich bereits in einer Partnerschaft befinden folgen dem Streben nach Zweisamkeit. So gaben 78% aller Befragten Studenten an, dass eine partnerschaftliche Bindung erstrebenswert sei.

Doch was macht eine erfolgreiche Partnerschaft aus? Welche Faktoren sorgen für Stabilität in einer Liebesbeziehung? Und wie wichtig ist die Unterstützung des Partners in einer Welt in der Werte wie Individualisierung und Selbstständigkeit einen hohen Stellenwert haben?

Wissenschaftliche Erkenntnisse erklären einen positiver Zusammenhang zwischen gegebener bzw. erhaltener Unterstützung einerseits und Zufriedenheit mit der Partnerschaft (vgl. Hagedoorn et al., 2000).

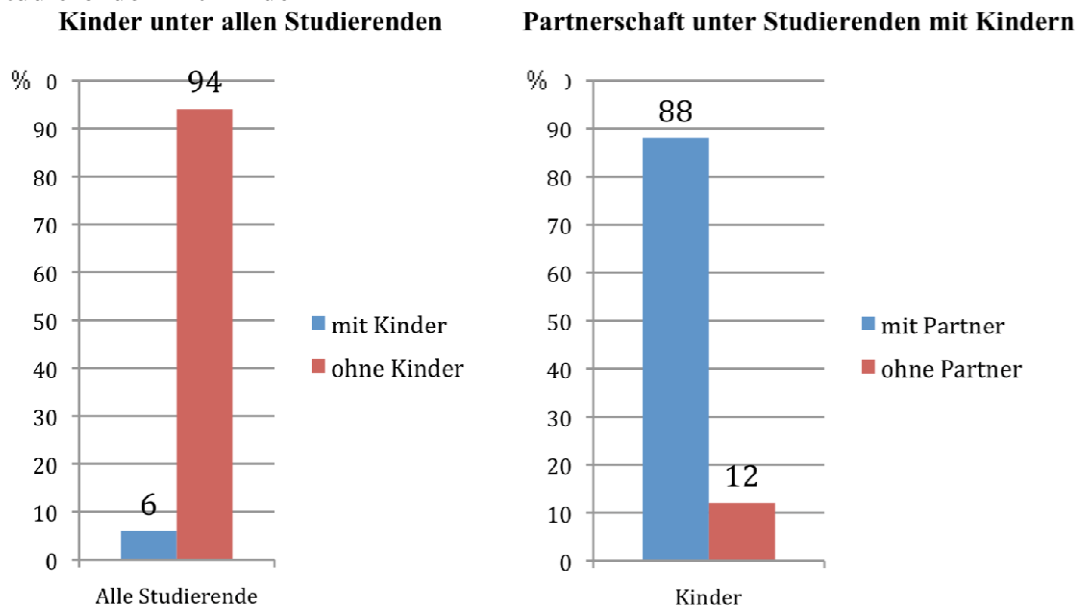
Tab. 18 zeigt, dass bezüglich der partnerschaftlichen Unterstützung auch Zusammenhänge mit anderen Bereichen, wie Wohnsituation, Dauer der Beziehung und Alter, möglich sind.

Tab. 18: Fachbezogene und emotionale Unterstützung nach Wohnort, Dauer der Beziehung und Alter

	Fachliche Unterstützung			Emotionale Unterstützung		
	(eher) ja	Ab und zu	(eher) nicht	(eher) ja	Ab und zu	(eher) nicht
Nach Wohnort:						
- zusammenwohnend	32	20	48	93	5	2
- in demselben Wohnort	30	19	51	92	6	2
- außerhalb des Wohnorts	23	20	57	88	7	5
Nach Dauer der Partnerschaft:						
- 1Jahr	25	19	56	89	8	3
- 2 Jahre	30	14	56	87	11	2
- 3 Jahre	34	20	46	94	4	2
- 4 Jahre	41	18	41	90	9	1
- 5 und mehr Jahre	16	31	53	92	5	3
Nach Alter:						
- bis 20	20	12	68	100	0	0
- 21-22	25	16	59	88	9	3
- 23-24	29	29	51	92	5	3
- 25-29	33	21	46	92	6	2
- 30 und älter	25	17	58	90	5	5

Der Unterschied zwischen zusammenwohnenden und in einer Fernbeziehung lebenden Paaren in Bezug auf emotionale Unterstützung ist ziemlich gering. Es fällt auf, dass die emotionale Abgestimmtheit zwischen den Partnern bis zu einem Alter von 20 Jahren sehr hoch ist.

Abb. 52: Anteil Studierender mit Kindern und Anteil Studierender in einer Partnerschaft unter Studierenden mit Kindern



Wer bereits im Studium mit der Familiengründung beginnt, übernimmt sehr viel Verantwortung, da Erziehung und Betreuung eines Kindes sehr viel Zeit in Anspruch nimmt. Nur 6% der Befragten gaben an Kinder zu haben (vgl. Abb. 52). 88% dieser Studierenden, die bereits Kinder haben, leben auch in einer Partnerschaft.

Der Anteil der verheirateten Studenten ist nicht sehr hoch. Lediglich 8% der befragten Studenten gaben an verheiratet zu sein. Das Mindestalter der verheirateten Studierenden beträgt 21 Jahre.

Literatur

- Feldhaus, M., Huinik, J. (2008): Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Würzburg, ERGON, 150-180
- Hagedoorn, M., Kuijer, R.G. & Buunk, B.P. (2000): Marital satisfaction in patients with cancer: Does Unterstützung from intimate partners benefit those who need it most? *Health Psychology*, 19, 274-282.

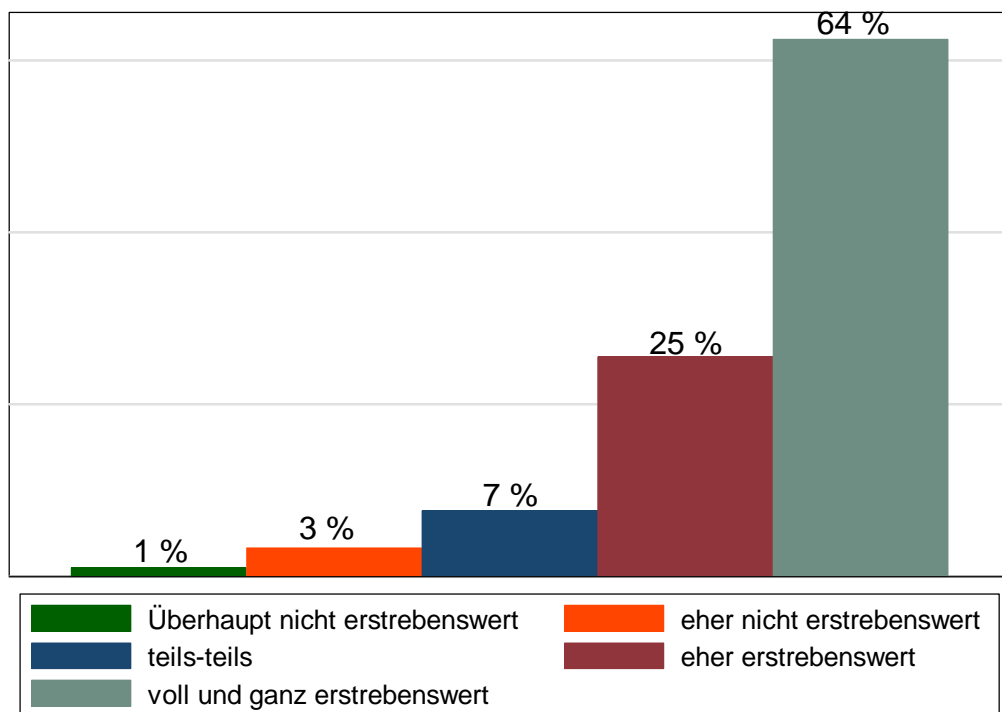
17. Partnerschaftsvorstellungen, Einkommen und Herkunft

Lydia Both, Irene Müller, Anika Niggeweg & Henry Webel

Partnerschaftsvorstellungen

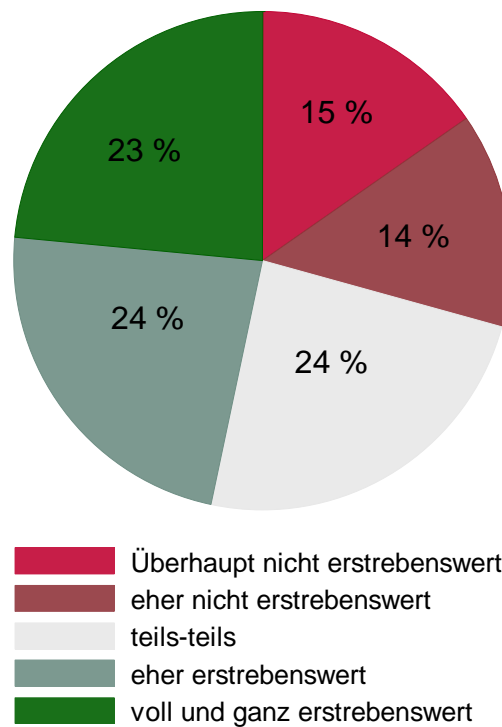
Wie sehr finden die Studierenden der HU verschiedene Partnerschaftsformen erstrebenswert? Wie wollen Studierende leben? Was für Vorstellungen von Partnerschaften haben sie? Dazu haben wir die Studierenden gefragt, ob sie in Beziehungen leben, heiraten oder Kinder bekommen wollen, oder ob sie sich wünschen, in Beziehungen mit mehreren Personen zu leben?

Abb. 53: Wie sehr findest du es erstrebenswert, längerfristig in einer partnerschaftlichen Beziehung zu leben?



Wünschen sich die Studierenden partnerschaftliche Beziehungen? 64% der Studierenden wollen langfristig auf jeden Fall in einer Partnerschaft leben (Abb. 53). Nur 4% der Studierenden finden eine Partnerschaft „überhaupt nicht“ oder „eher nicht“ erstrebenswert, 7% sind unentschlossen.

Abb. 54: Wie sehr findest du es erstrebenswert, zu heiraten?



Knapp die Hälfte der Studierenden findet es erstrebenswert zu heiraten, knapp ein Viertel ist unentschlossen und knapp 30% wollen eher nicht heiraten (vgl. Abb. 54).

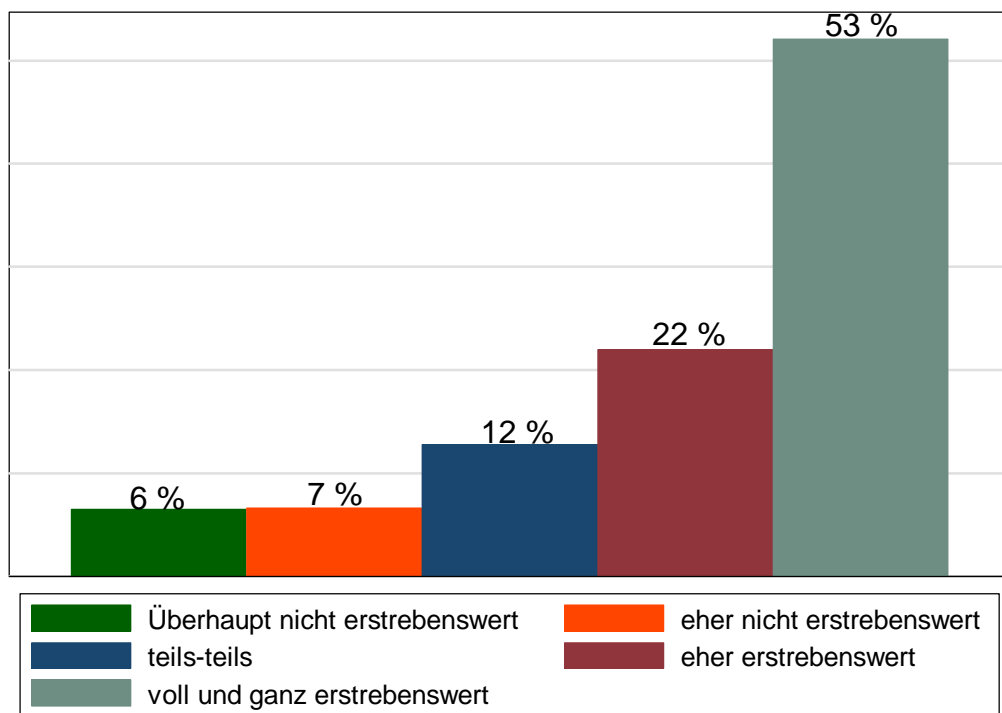
Tab. 19: Hat es einen Einfluss auf den Wunsch zu heiraten, ob die Studierenden in einer Ehe aufgewachsen sind?

	Möchte eher nicht heiraten	Unentschlossen oder egal	Würde gerne heiraten	Gesamtanteil an Studierenden
In Ehe aufgewachsen	27%	23%	50%	76%
Nicht in Ehe aufgewachsen	35%	28%	37%	24%
Durchschnitt	29%	24%	47%	

N=1342

Dreiviertel der Studierenden sind in Ehen aufgewachsen, ein Viertel ist es nicht (vgl. Tab. 19). Im Durchschnitt wünschen sich 47% der Studierenden zu heiraten. Unter den nicht-ehesozialisierten Studierenden wünschen sich nur 37% zu heiraten, unter ihnen gibt es deutlich mehr Unentschlossene und Ehe-Ablehnende. In Ehe sozialisierte Studierende neigen 50% deutlich stärker dazu, heiraten zu wollen.

Abb. 55: Wie sehr findest du es erstrebenswert, Kinder zu bekommen?



Wünschen sich die Studierenden Kinder? Drei von vier Befragten wünschen sich eher oder auf jeden Fall Kinder (vgl. Abb. 55). Der Rest ist unentschlossen oder eigenen Kindern abgeneigt.

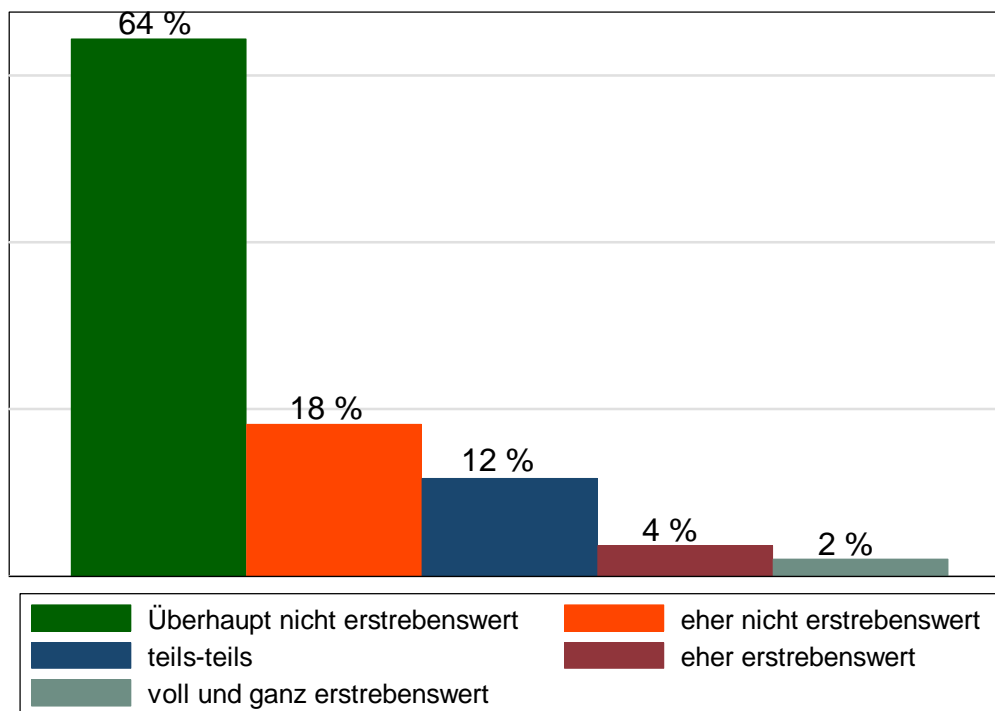
Tab. 20: Hat das Alter Einfluss auf den Kinderwunsch?

Altersgruppe	Möchte eher keine Kinder bekommen	Unentschlossen oder egal	Wünsche mir Kinder	Gesamtanteil an Studierenden
18-21 Jahre	11%	12%	77%	25%
22-25 Jahre	13%	12%	74%	44%
26-29 Jahre	13%	12%	74%	20%
30-33 Jahre	9 Fälle	16 Fälle („16%“)	74%	7%
Älter als 34 Jahre	11 Fälle („24%“)	7 Fälle	27 Fälle („60%“)	3,5%
Durchschnitt	13%	12%	75%	

N=1338

Die Prozentzahl derer, die sich Kinder wünschen, liegt im Alter von 22-33 Jahren und im Durchschnitt bei 74% (vgl. Tab. 20). Die Jüngeren von 18 -22 Jahren wünschen sich etwas häufiger Kinder; Studierende über 34 Jahren wünschen sich eher weniger Kinder. Aber es gibt sehr wenige Studierende über 34 Jahren, deshalb sind die Werte mit Vorsicht zu interpretieren.

Abb. 56: Wie sehr findest du es erstrebenswert, eine Partnerschaft mit mehreren Personen zugleich zu leben?



Wünschen sich die Studierenden Partnerschaften mit mehreren Personen? Überwiegend streben die Befragten keine Partnerschaften mit mehreren Personen an (vgl. Abb. 56). 64% lehnen dies völlig ab, 18% lehnen es eher ab. Die restlichen 18% der Befragten stehen solchen Partnerschaften unentschlossen oder positiv gegenüber. Im Umkehrschluss lässt sich feststellen, dass sich 4 von 5 Personen eine Zweierbeziehung wünschen.

Der Einfluss des Geschlechts

Insgesamt haben an der Befragung 32% Männer und 68% Frauen teilgenommen. Beide Geschlechter wünschen sich überwiegend Partnerschaften. Männer sind etwas unentschlossener (vgl. Tab. 21).

Tab. 21: Hat das Geschlecht Einfluss auf den generellen Partnerschaftswunsch?

	Wünsche mir eher keine Partnerschaft	Unentschlossen	Wünsche mir eine Partnerschaft
Frauen	4%	7%	90%
Männer	5%	9%	86%

N=1354

Tab. 22: Hat das Geschlecht Einfluss auf den Kinderwunsch?

	Wünsche mir eher keine Kinder	Unentschlossen	Wünsche mir Kinder
Frauen	12%	12%	76%
Männer	14%	13%	73%

N=1353

Es lässt sich eine leichte Tendenz feststellen, dass sich Männer geringfügig seltener Kinder wünschen bzw. sie dies geringfügig eher ablehnen oder unentschlossen sind (vgl. Tab. 22).

Tab. 23: Hat das Geschlecht Einfluss auf den Wunsch nach Partnerschaften mit mehreren Personen?

	Wünsche mir eher keine Poly-Partnerschaft	Unentschlossen	Wünsche mir eine Poly-Partnerschaft
Frauen	86%	9%	5%
Männer	75%	17%	8%

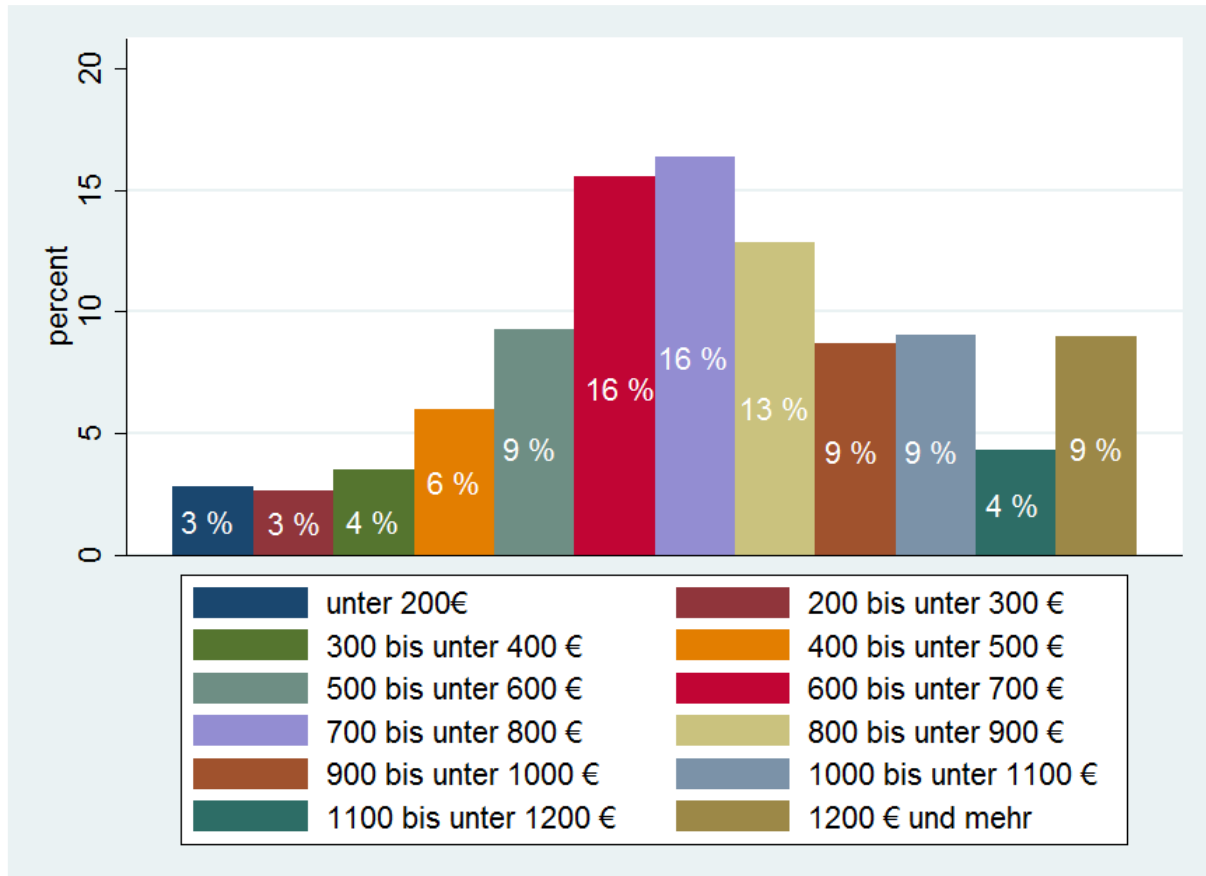
N=1347

Ja, die Offenheit für Partnerschaften mit mehreren Personen sind deutlich geschlechtlich unterschiedlich (vgl. Tab. 23). 25% der Männer stehen einer Polypartnerschaft zumindest nicht ablehnend gegenüber, während dies nur 14% bei den Frauen sind.

Einkommen der Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin

Wie viel Geld haben die Studierenden zu Verfügung? Das durchschnittliche Einkommen von 1252 der befragten Studierenden an der Humboldt-Universität zu Berlin beträgt 783 Euro pro Monat. Abb. 57 zeigt, dass den meisten Studierenden zwischen 600 und 800 Euro im Monat zur Verfügung stehen (32%). Ungefähr 9% der Studierenden verfügen monatlich sogar über 1200 Euro oder mehr. Circa 3% der befragten Studierenden geben an, weniger als 200 Euro im Monat zu Verfügung zu haben. Die Verteilung verdeutlicht, dass die Mehrheit der befragten Studierenden 600 Euro und mehr im Monat erhält (nämlich 60%).

Abb. 57: Durchschnittliches Einkommen der Studierenden



Anteil der Studierenden in Prozent von insgesamt 1252 Studierenden

Die Armutsgrenze lag 2007 für Gesamtdeutschland bei 913€ pro Person (vgl. Statistisches Bundesamt 2010). Definiert ist dieser Wert als 60% des Medians des Einkommens, das ein alleinstehender Erwachsener zum Leben benötigt. Die zahlreichen Vergünstigungen für Studierende und die mögliche Kostenreduktion durch Wohngemeinschaften bzw. Studierendenheime senken sicherlich die Armutsgrenze ein wenig, vor allem in Berlin. Nichtsdestotrotz wird klar, dass ca. nur jeder Dritte über ein Einkommen von mindestens 900€ liegt. Wird Studieren mit Arbeiten gleichgesetzt, kann dieser Tatbestand als attraktivitätshemmender Faktor für das Studium gelten.

Tab. 24: Durchschnittliches Einkommen der Studierenden nach Fakultäten

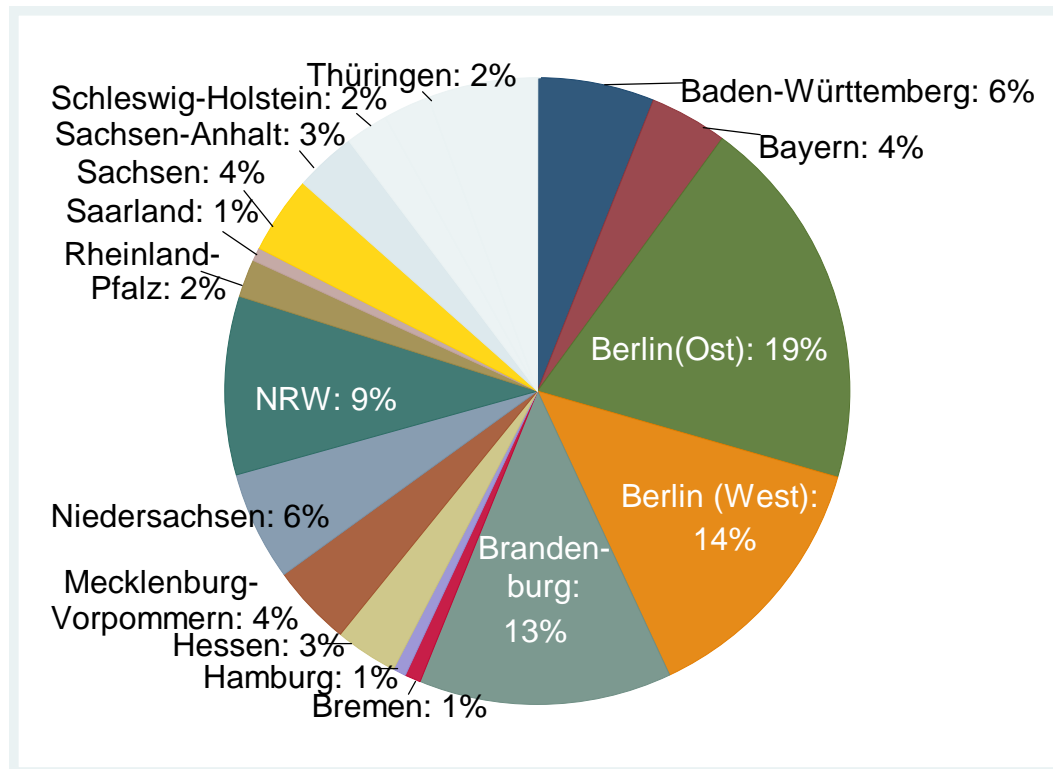
Fakultät nach dem Hauptfach im Studium	Anzahl der Befragten	Durchschnittliches Einkommen
Juristische Fakultät	77	780 €
Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät	50	710 €
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät I (Biologie, Chemie, Physik)	112	677 €
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät II (Geographie, Informatik, Mathematik, Psychologie)	219	788 €
Charite - Universitätsmedizin Berlin	22	961 €
Philosophische Fakultät I (Philosophie, Geschichte, Europäische Ethnologie, Bibliothekswiss.)	120	823 €
Philosophische Fakultät II (Anglistik, Amerikanistik, Klassische Philologen, Slawistik, dt. Literatur, Linguistik, Nordeuropastudien)	208	764 €
Philosophische Fakultät III (Sozialwiss., Archäologie, Asien- und Afrikawiss., Kulturwiss., Kunst- und Bildgeschichte, Musikwiss., Medienwiss., Gender)	265	782 €
Philosophische Fakultät IV (Erziehungswiss. Rehabilitationswiss., Sportwiss.)	132	845 €
Theologische Fakultät	40	712 €
Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät	98	839 €
Sonstige	20	835 €
Gesamt	1252	783 €

Herkunft der Studierenden

Wo wurden die Befragten geboren? 10% der Befragten wurden im Ausland, 90% in Deutschland geboren.

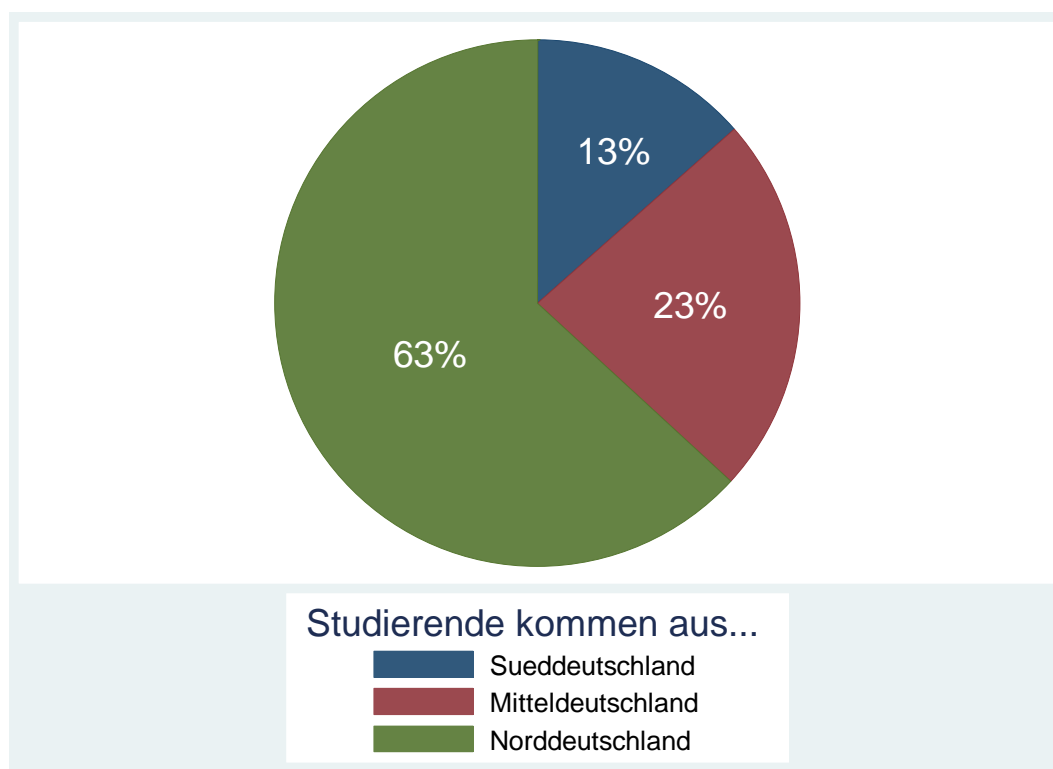
Aus welchen Bundesländern stammen die Befragten? Die meisten Studierenden kommen nach Abb. 58 aus Berlin (43%), am zweitstärksten vertreten sind die Studierenden aus Brandenburg (13%). Damit kommt knapp die Hälfte der Studierenden aus Berlin oder der näheren Umgebung. Die wenigsten Studierenden kommen aus Hamburg, dem Saarland und aus Bremen. Es sind alle Bundesländer unter den Befragten vertreten.

Abb. 58: Herkunft (Bundesländer)



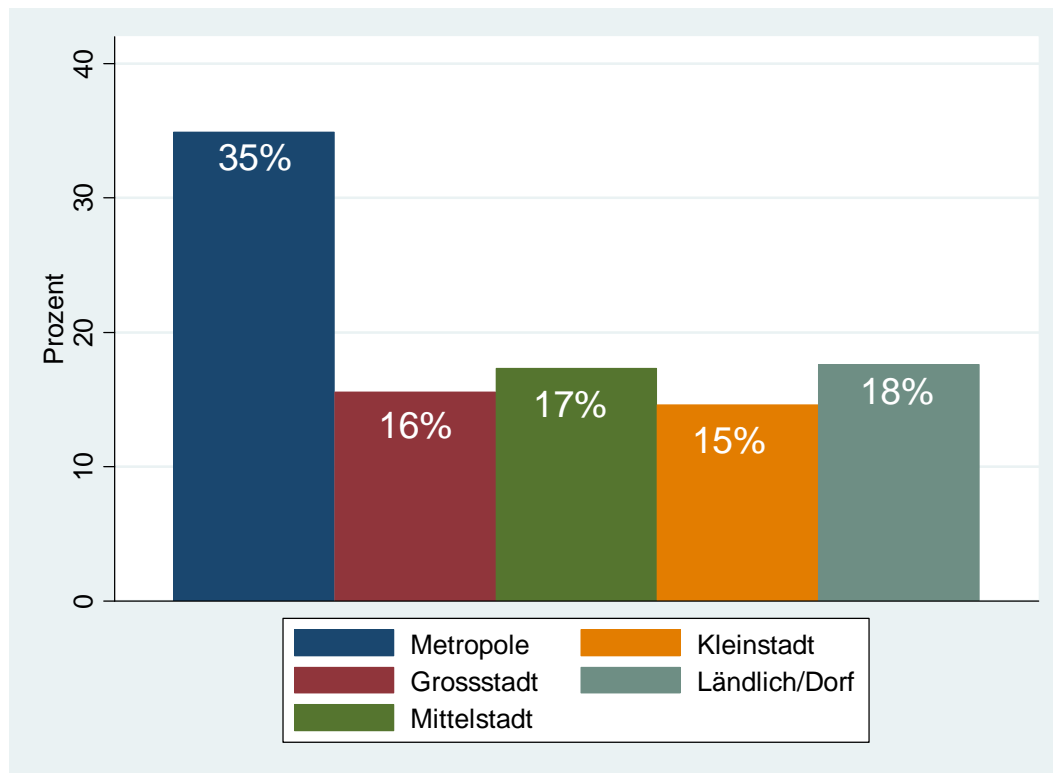
Kommen mehr Studierende aus den alten oder den neuen Bundesländern? Die Herkunft aus dem ehemaligen Ost- und Westdeutschland ist sehr ausgewogen: Fast 50% kommen aus dem ehemaligen Osten und ebenso viele aus dem ehemaligen Westen Deutschlands.

Abb. 59: Herkunft (Nord-, Süd- und Mitteldeutschland)



Kommen die Studierenden eher aus dem Norden oder aus dem Süden Deutschlands (vgl. Abb. 59)? Der Großteil der Studierenden, rund 63%, kommt aus Norddeutschland (Berlin, Brandenburg, Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Schleswig-Holstein). 23% stammen aus Mitteldeutschland (Hessen, NRW, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen) und nur 13% aus Süddeutschland (Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz, Saarland).

Abb. 60: Herkunft (Stadt/Land)



Stammen die Studierenden aus der Stadt oder vom Land (vgl. Abb. 60)? Mit knapp 35% lebte der größte Anteil der Befragten in der eigenen Kindheit und Jugend, also bis zum 16. Lebensjahr, in einer Metropole (über 1 Mio. Einwohner). Jeweils zwischen 16% und 18% der Befragten kommen aus Großstädten (100.000-1 Mio. Einwohner), mittelgroßen Städten (20.000-100.000 Einwohner), Kleinstädten (5.000-20.000 Einwohner) und ländlichen Regionen (bis 5.000 Einwohner).

Literatur:

Statistisches Bundesamt (2010): Armutsgefährdung in Deutschland und der EU – Ergebnisse aus EU-SILC (European Union Statistics on Income and Living Conditions), Pressemitteilung Nr.161 vom 06.05.2010.

[http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pm/2010/05/PD10__161__634,templateId=renderPrint.psml].

18. Sexuelle Orientierung und Aktivitäten

Bodo Lippl

Gleichwohl das Thema Sexualität heutzutage von vielen Menschen als außerordentlich interessant eingeschätzt wird, ist dessen Behandlung in einer Umfrage nach wie vor problematisch. Das liegt daran, dass die Umfrageteilnehmer bei den zum Teil recht persönlichen Fragen zu diesem Thema zum einen deutlich häufiger die Auskunft verweigern oder zum anderen auf Grund von sozialer Erwünschtheit eher zu verzerrten Antworten neigen. Die Offenheit, über Sex zu sprechen, und die Bereitschaft, Informationen zur eigenen Sexualität preiszugeben, sind in der Gesellschaft unterschiedlich verteilt. Von einem Teil der Befragten werden Auskünfte zur Sexualität daher als zu intim empfunden und deswegen nicht beantwortet. Während solche Verweigerungen im Rahmen der Datenerhebung erfasst und ausgewertet werden können, ist die Kontrolle von Antwortverzerrungen nur sehr eingeschränkt möglich. Da es sich in der vorliegenden Studie bei den Befragten allerdings ausschließlich um Studierende handelt, lässt sich vermuten, dass bei dem Thema Sex zwar deren Auskunftsbereitschaft variiert, das Problem verzerrter Antworten jedoch weniger problematisch sein dürfte. Zum einen fühlen sich Studierende stärker dem wissenschaftlichen Anspruch und damit der Ehrlichkeit ihrer Angaben verpflichtet. Zum anderen sorgt ein ähnlicher Bildungsgrad, wenn überhaupt, dann zumindest für ähnliche, dementsprechend nicht systematisch verzerrte Antworten.

Aus dem Themenbereich Sexualität wurden in der Befragung zwei Aspekte abgefragt: das Geschlecht der Personen, mit denen die Befragten sexuell verkehren, und die Anwendungshäufigkeiten einiger sexueller Praktiken und Verhaltensweisen. Alle Fragen zur Sexualität konnten durch die Antwortmöglichkeit „Ich möchte diese Frage nicht beantworten“ aktiv verweigert werden. Die Datenauswertung zeigt, dass lediglich 9 Prozent der Befragten keine Information zu ihrer sexuellen Orientierung geben wollten (vgl. Tab. 26), während die Abfrage der sexuellen Aktivität immerhin von mehr als einem Drittel der Befragten (36 Prozent) verweigert wurde (vgl. Tab. 25). Einer der Gründe für eine Verweigerung ist sicherlich die Zeitersparnis, die sich ergibt, wenn der Frageblock Sexualität durch einen Klick ohne Lesen und Überlegungen übersprungen werden kann. Die Auswertungen zu der Frage „wer verweigert?“ zeigen jedoch auch, dass bestimmte Personengruppen die Sexualitätsfragen stärker unbeantwortet lassen als andere (vgl. Tab. 25). So verweigern Frauen (39 Prozent) stärker als Männer und Personen mit einer zunehmend gleichgeschlechtlichen sexuellen Orientierung weniger als Heterosexuelle. Während das Alter offenbar keinerlei Einfluss auf die Beantwortung der Sexualitätsfragen hat, wirkt sich das Vorhandensein eines festen Partners positiv auf das Antwortverhalten aus.

Es lassen sich im Übrigen keine Stadt-Land Unterschiede und auch kein Einfluss der Herkunftsschicht der Studierenden auf die Verweigerung feststellen (nicht abgebildet). Dieses Ergebnis legt nahe, dass die Stadt Berlin den Takt der sexuellen Aktivitäten der Studierenden stark beeinflusst und Herkunftseinflüsse offenbar keinerlei Bedeutung zukommt. Die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft führt wiederum dazu, dass die Sexualitätsfragen stärker verweigert werden. Eine weniger ausgeprägte Religiosität (in der subjektiven Einschätzung durch die Befragten) sowie permissivere Einstellungen zu Liebe und Sexualität begünstigen hingegen die Beantwortung der Sexualitätsfragen. Sexuell weniger permissive Personen verweigern deutlich häufiger. Dieser Befund zeigt, dass auch unter Studierenden unterschiedliche Offenheitsgrade bezüglich des Themas zu finden sind und dementsprechend auch mit Verzerrungen zu rechnen ist, auch wenn ein Vergleich zur gesamten Gesellschaft bezüglich der Verweigerung nicht gezogen werden kann und eine eingehende Bewertung möglicher Verzerrungen unmöglich ist.

Tab. 25: Anteile der Verweigerungen von Angaben zur sexuellen Aktivität (in Prozent)

Angaben verweigert	Prozent	Prozent	
Alle Befragten	36		
Geschlecht		Alter	
Frauen	39	Bis 20	33
Männer	28	21 & 22	35
Sex. Orientierung		23 & 24	34
Hetero	32	25 bis 29	35
Hetero-Bi	21	Über 30	36
50/50 Bi	18	Partnerschaft	
Homo-Bi	12	Keine Partnerschaft	41
Homo	10	Feste Partnerschaft	32
Noch kein Sex	26	Religionszugehörigkeit	
Verweigert	96	Keine	31
Religionszugehörigkeit		Römisch-Katholisch	38
Keine Mitgliedschaft	31	Evangelisch	40
Mitgliedschaft	40	Anderes	42
Einstellungen			
Sex mit anderen ist trotz Liebe möglich.		Versch. Praktiken machen Sex interessant	
stimme nicht zu	41	stimme nicht zu	41
stimme zu	23	stimme zu	28

Fragen zur Sexualität sind deswegen interessant, weil belastbares Wissen jenseits der eigenen Erfahrungen der Individuen zu wenig vorhanden ist - wohl auch aufgrund der gesellschaftlichen Einordnung dieses Themas in den privaten Intimbereich (vgl. Giddens 1993). Auch wenn Studierende in Bezug hierauf möglicherweise offener sind als der Rest der Gesellschaft, beschränken sich die verfügbaren Informationen auf das, was Medien darüber berichten oder was das nähere soziale Umfeld preisgibt.

Die sexuelle Orientierung der Befragten lässt sich indirekt aus dem Geschlecht, mit dem die Befragten überwiegend Sexualverkehr hatten, sowie mit dem eigenen Geschlecht der Befragten ermitteln (vgl. Tab. 26). Für die 3 Prozent der Befragten, die angeben, noch keinen Sexualverkehr gehabt zu haben, kann jedoch keine Aussage zur Orientierung gemacht werden (wie auch bei den 9 Prozent, die diese Angabe verweigerten). Von den gültigen Angaben ergibt sich bezüglich der Befragten folgendes Bild: 77 Prozent sind ausschließlich Hetero, 16 Prozent sind Bisexuell, aber überwiegend heterosexuell aktiv, jeweils 2 Prozent sind Bisexuelle, die Geschlechtsverkehr zu gleichen Anteilen mit beiden Geschlechtern betreiben, und Bisexuelle, die überwiegend mit dem gleichen Geschlecht verkehren. Ausschließlich gleichgeschlechtlich orientiert sind 3 Prozent. Fasst man die bisexuellen Heteros mit den rein Bisexuellen sowie die bisexuellen Homosexuellen mit den Homosexuellen zusammen, lässt sich folgende Verteilung für Hetero, Bi- und Homosexuelle Studenten und Studentinnen ermitteln: Unter den Personen, die keine Angabe verweigert haben und bereits Sexualverkehr hatten, sind 75 Prozent der Frauen heterosexuell und 80 Prozent der Männer. Der Anteil der Bisexuellen (mit überwiegend heterosexuellem Kontakt) ist unter den Frauen mit 22 Prozent deutlich höher als bei den Männern mit 12 Prozent. 3 Prozent der Frauen sind überwiegend oder ausschließlich lesbisch, 7 Prozent der Männer sind (überwiegend) schwul.

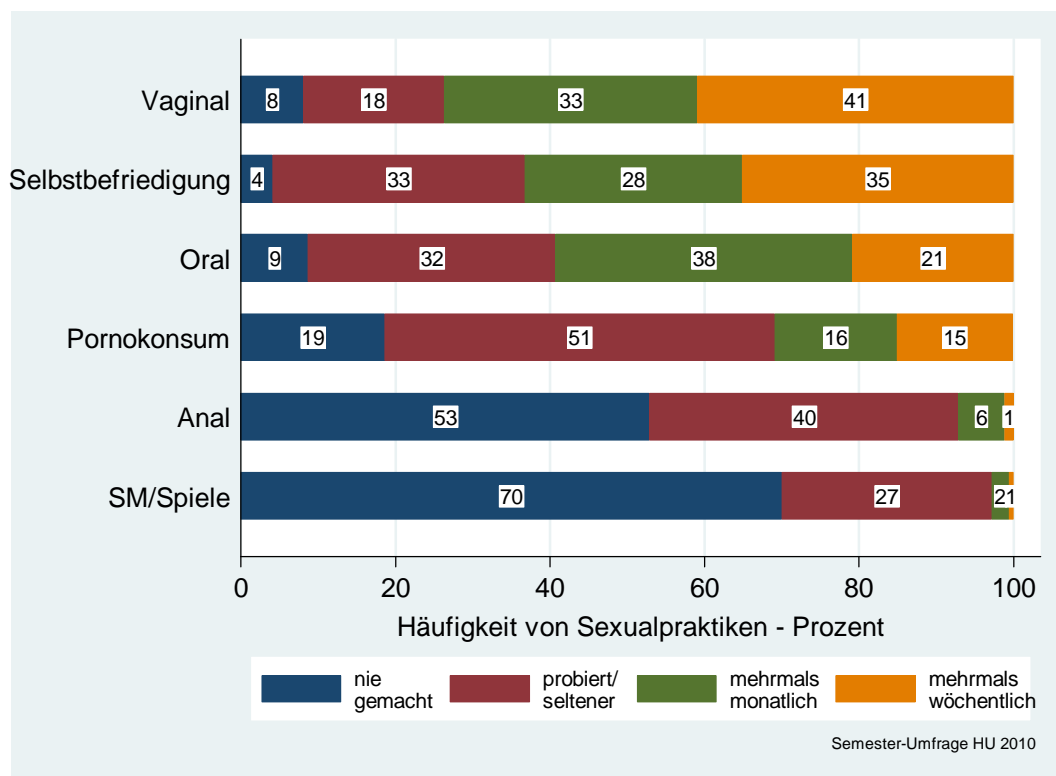
Tab. 26: Sexuelle Orientierung (nach Geschlecht)

Sexuelle Orientierung	Alle Befragten			Frauen	Männer
Heterosexuell	67	77	Heterosexuell	75	81
Hetero-Bisexuell	14	16	} Bisexuell	22	12
50/50 Bisexuell	2	2			
Homo-Bisexuell	2	2	} Homosexuell	3	7
Homosexuell	2	3			
Hatte noch keinen Sex	3	-			
Verweigert	9	-			
Gesamt	100	100		100	100

Diese verschiedenen Gruppen der sexuellen Orientierung sollen unterschieden werden, wenn nun die sexuellen Aktivitäten der Studierenden eingehender untersucht werden. Es ist anzunehmen, dass Hetero-, Bi- und Homosexuelle die abgefragten Praktiken unterschiedlich oft tätigen. Außerdem sollen noch andere variierende Eigenschaften der Befragten wie Geschlecht, Alter und Merkmale zur Partnerschaft als mögliche Einflussfaktoren Berücksichtigung finden, welche ein unterschiedlich ausgeprägtes Sexualverhalten zumindest teilweise erklären können.

Das sexuelle Verhalten des Menschen lässt sich aus wissenschaftlicher Sicht heute nicht einfach nur auf biologische Determinanten reduzieren. Neben genetischen und hormonellen Einflüssen sind es insbesondere auch soziale Aspekte, welche das menschliche Sexualleben beeinflussen (Bornemann 1991: 496). Auch wenn ein anspruchsvolles Untersuchungsprogramm, das sowohl biologische als auch soziale Faktoren einschließt, im Rahmen dieser Umfrage nicht einzulösen ist, können doch zumindest wenige soziale Aspekte genauer beleuchtet werden.

Abb. 61: Häufigkeit unterschiedlicher sexueller Aktivitäten



Zunächst soll jedoch beschrieben werden, welche der sechs abgefragten sexuellen Verhaltensweisen wie häufig von den Studierenden praktiziert werden (vgl. Abb. 61). Am häufigsten wird von den Studierenden der vaginale Geschlechtsverkehr praktiziert. Immerhin geben 2/3 der Befragten an, mehrmals im Monat und öfter Vaginalverkehr zu haben (21 Prozent sogar mehrmals wöchentlich). Selbstbefriedigung rangiert an zweiter Stelle gefolgt vom Oralverkehr. Auch hier gilt, dass die Mehrheit der Befragten diesen Aktivitäten zumindest mehrmals monatlich nachgeht. Pornografische Materialien dagegen werden nur von 30 Prozent der Befragten mehrmals im Monat konsumiert. Analverkehr und S/M bzw. Rollenspiele finden am seltensten Anwendung und werden nur von einer Minderheit mehrmals im Monat praktiziert (Anal: 7 Prozent, S/M: 3 Prozent). Immerhin aber geben 40 Prozent der befragten Studierenden an, Analverkehr bereits ausprobiert zu haben. Mit S/M und Rollenspielen haben 30 Prozent der Studierenden zumindest schon Erfahrungen gemacht.

Tab. 27: Häufigkeit sexueller Praktiken: Vaginalverkehr

Vaginalverkehr		nie gemacht	probiert/seltener	mehrmals monatlich	mehrmals wöchentlich
Angaben in Prozent					
Alle Befragten		8	18	33	41
Geschlecht & sex. Orientierung					
	Hetero-Frau	2	15	39	44
	Hetero-Mann	2	23	29	47
	Bi-Frau	1	19	35	44
	Bi-Mann	3	26	36	36
	Homo-Frau	5	32	32	32
	Homo-Mann	71	29	0	0
	Hatte noch keinen Sex	100			
Alter					
	bis 20	16	22	26	36
	21 & 22	10	21	31	38
	23 & 24	9	17	33	40
	25 bis 29	4	15	34	46
	über 30	2	16	43	38
Partnerschaft					
	Kein Partner	16	41	31	12
	Fester Partner	4	5	34	57
	Partner in Wohnung	1	6	32	61
	Partner im Wohnort	4	5	25	65
	Partner außerhalb Wohnort	7	4	48	39

Unterschiede im Sexualverhalten können aufgezeigt werden, wenn andere Merkmale der Befragten in den Analysen berücksichtigt werden. Die sexuelle Orientierung spielt bei fast allen sexuellen Aktivitäten eine bedeutsame Rolle. So haben gleichgeschlechtlich orientierte Studierende deutlich weniger Vaginalverkehr als heterosexuelle (vgl. Tab. 27). Der Befund gilt insbesondere für schwule Männer, aber – wenngleich erheblich geringer – auch für Lesben. 29 Prozent der homosexuellen Männer geben an, zumindest Vaginalverkehr probiert zu haben. Allerdings ist unklar, was die Befragten, insbesondere Lesben, genau unter Vaginalverkehr verstehen (Koitus, Penetration etc). Für den Vaginalverkehr lassen sich keine Altersunterschiede feststellen. Auch die Herkunft (Stadt oder Land), die Religiosität und das Vorhandensein eines eigenen Kindes wirken sich bei dieser Aktivität nicht auf die Häufigkeit aus. Der entscheidende Faktor für den Vaginalverkehr ist dagegen ein fester Lebenspartner. Während

57 Prozent derer mit einem festen Lebenspartner mehrmals wöchentlich vaginal verkehren, sind es bei denen ohne festen Partner nur 12 Prozent. Zusätzlich ist es für die Frequenz dieser Verkehrsart förderlich, wenn der Partner auch räumlich nahe ist. Weitere Analysen zeigen, dass auch ein häufigeres Ausgehen in Bars und Clubs zu signifikant mehr Vaginalverkehr und sogar Oralverkehr (nicht abgebildet) führt. Für die anderen Aktivitäten konnte dieser Zusammenhang nicht nachgewiesen werden.

Tab. 28: Häufigkeit sexueller Praktiken: Analverkehr

Analverkehr		nie gemacht	probiert/seltener	mehrmals monatlich	mehrmals wöchentlich
Angaben in Prozent					
Alle Befragten		53	40	6	1
Geschlecht & sex. Orientierung					
	Hetero-Frau	51	46	3	0
	Hetero-Mann	60	35	4	1
	Bi-Frau	45	47	8	1
	Bi-Mann	38	46	15	0
	Homo-Frau	64	23	14	0
	Homo-Mann	7	32	43	18
	Hatte noch keinen Sex	100	0	0	0
Alter					
	bis 20	74	19	7	0
	21 & 22	58	36	4	2
	23 & 24	56	36	8	1
	25 bis 29	43	51	5	1
	über 30	37	54	8	1
Partnerschaft					
	Kein Partner	64	31	4	1
	Fester Partner	47	45	7	1

Analverkehr wird entsprechend den Erwartungen deutlich häufiger von männlichen gleichgeschlechtlich orientierten Studierenden praktiziert als von bi- oder heterosexuellen oder Lesben (vgl. Tab. 28). 18 Prozent der Schwulen praktizieren ihn mehrmals wöchentlich, und 43 Prozent mehrmals monatlich. Hetero- und Bisexuelle verkehren dagegen deutlich weniger anal. Analverkehr zumindest einmal ausprobiert zu haben ist jedoch den Analysen zufolge eine Frage des Alters, einer festen Partnerschaft, des Einkommens und einer sexuell freizügigeren Einstellung.

Bei autoerotischen Handlungen hat das Geschlecht einen entscheidenden Einfluss (vgl. Tab. 29). Unabhängig von der sexuellen Orientierung masturbieren Männer deutlich häufiger als Frauen. Die Frequenz ist zudem aber auch von der sexuellen Orientierung abhängig. Gleichgeschlechtlich orientierte treiben mehr Selbstbefriedigung als verschiedengeschlechtlich orientierte Studierende. Ein fester Partner reduziert die Häufigkeit autoerotischer Aktivitäten, es sei denn, die Befragten wohnen nicht mit ihrem festen Partner zusammen. Darüber hinaus zeigen die Analysen, dass autoerotische Aktivitäten mit dem Alter zunehmen und auch von freizügigeren sexuellen Einstellungen abhängig sind.

Tab. 29: Häufigkeit sexueller Praktiken: Selbstbefriedigung

Selbstbefriedigung		nie gemacht	probiert/ seltener	mehrmals monatlich	mehrmals wöchentlich
Angaben in Prozent					
Alle Befragten		4	33	28	35
Geschlecht & sex. Orientierung					
	Hetero-Frau	5	49	28	19
	Hetero-Mann	1	19	28	52
	Bi-Frau	1	30	33	36
	Bi-Mann	0	0	28	72
	Homo-Frau	0	27	36	36
	Homo-Mann	0	4	15	81
	Hatte noch keinen Sex	36	9	30	24
Alter					
	bis 20	8	39	21	32
	21 & 22	6	25	33	37
	23 & 24	6	38	26	31
	25 bis 29	1	36	30	33
	über 30	1	25	26	47
Partnerschaft					
	Kein Partner	7	21	27	44
	Fester Partner	2	39	29	30
	Partner in Wohnung	2	44	31	23
	Partner im Wohnort	1	38	27	35
	Partner außerhalb Wohnort	3	33	28	36

Tab. 30: Häufigkeit sexueller Praktiken: Konsum pornografischer Materialien

Pornokonsum		nie gemacht	probiert/ seltener	mehrmals monatlich	mehrmals wöchentlich
Angaben in Prozent					
Alle Befragten		19	51	16	15
Geschlecht & sex. Orientierung					
	Hetero-Frau	30	63	6	2
	Hetero-Mann	2	33	31	34
	Bi-Frau	14	65	16	5
	Bi-Mann	5	23	23	49
	Homo-Frau	14	64	18	5
	Homo-Mann	4	22	11	63
	Hatte noch keinen Sex	52	21	18	9
Partnerschaft					
	Kein Partner	21	45	14	19
	Fester Partner	17	53	17	13
Einstellungen					
Sex mit anderen trotz Liebe möglich					
	stimme nicht zu	24	51	14	11
	stimme zu	11	49	18	21
Versch. Praktiken machen Sex interes- sant					
	stimme nicht zu	26	53	13	8
	stimme zu	14	49	18	20

Der Konsum pornografischer Materialien ist wie auch die Selbstbefriedigung am stärksten vom Geschlecht der Befragten abhängig (vgl. Tab. 30). Pornokonsum ist überwiegend eine Sache der Männer. Verstärkend wirkt zudem eine gleichgeschlechtliche Orientierung. Ein fester Partner reduziert wiederum den Pornokonsum, es sei denn, der Partner lebt außerhalb Berlins (nicht abgebildet). Auch sexuelle Einstellungen zeigen einen deutlichen Einfluss auf die Häufigkeit des Pornokonsums. Freizügig eingestellte Studierende konsumieren Pornos häufiger als weniger freizügige.

Insgesamt haben die Analysen gezeigt, dass das Sexualverhalten der Studierenden stark vom Geschlecht, der sexuellen Orientierung, einer vorhandenen Partnerschaft sowie der sexuellen Einstellung abhängig ist. Allerdings wirken diese Aspekte auf einzelne Aktivitäten sehr spezifisch. Das lässt sich insbesondere an der Partnerschaft verdeutlichen. Ein fester Partner wirkt sich nur auf jene Aktivitäten positiv aus, in denen ein Partner auch erforderlich ist. Analysen, in denen der Effekt der Religiosität der Befragten auf die sexuellen Aktivitäten eingehender betrachtet wird, bestätigen zwar einen eher hemmenden Einfluss. Allerdings verringert Religiosität nicht direkt die Häufigkeit der sexuellen Aktivitäten, sondern wirkt indirekt über eine entsprechend sexuell weniger freizügige Einstellung zu Liebe und Sexualität. Religion hemmt also das freizügige Denken und das wiederum das Tun, Religiosität wirkt jedoch nicht direkt auf das Sexualverhalten.

Literatur

Bornemann, Ernest (1991): Sexualität, in: Kerber, Harald and Schmieder, Arnold (Hg.): Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen, Reinbek b.H.: Rowohlt, 496-500.

Giddens, Anthony (1993). Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M., Fischer.

19. Freundschaft, Mediennutzung und Kommunikation

Jana Grünewald, Manuel Deringer, Marie Eckart, Sebastian Naujok & Stoyan Rudov

Im Rahmen der Online-Umfrage wurden die Studierenden auch zu Themen wie Mediennutzung, Kommunikation und Freundschaft befragt. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit einem kleinen Ausschnitt der Ergebnisse unserer Umfrage. Im Vordergrund stehen die Themen Freundschaft und Kommunikation. Dabei ziehen wir insbesondere die Art der Nutzung des Online-Social-Networking (OSN)-Dienstes Facebook als ein ganz spezifisches Kommunikationsmittel in Betracht, das immer größer werdende gesellschaftliche Aufmerksamkeit und damit Relevanz erhält.

Mit Aufnahme des Studiums findet häufig ein Wandel im Freundeskreis statt. Viele angehende Studierende zieht es für das Studium in eine andere Stadt, wodurch ganz automatisch neue Freundschaften entstehen und alte möglicherweise an Intensität verlieren. Auch wenn man in der Heimatstadt bleibt, kann sich im Freundeskreis einiges verändern: Während des Studiums werden u.a. über die Universität neue Freundschaften geschlossen, zu Schulfreund/inn/en hingegen verliert man den Kontakt. Vor diesem Hintergrund war es für uns interessant zu erfahren, wie die Studierenden der Humboldt Universität die Anzahl der Freunde einschätzen, bei denen sie Trost suchen oder mit denen sie intime Angelegenheiten besprechen. Dabei ging es nicht um eine absolute Zahl, sondern vielmehr um eine subjektive Einschätzung der Anzahl auf einer Skala von „niemand“ bis „sehr viele“.

Abb. 62: Freundschaft

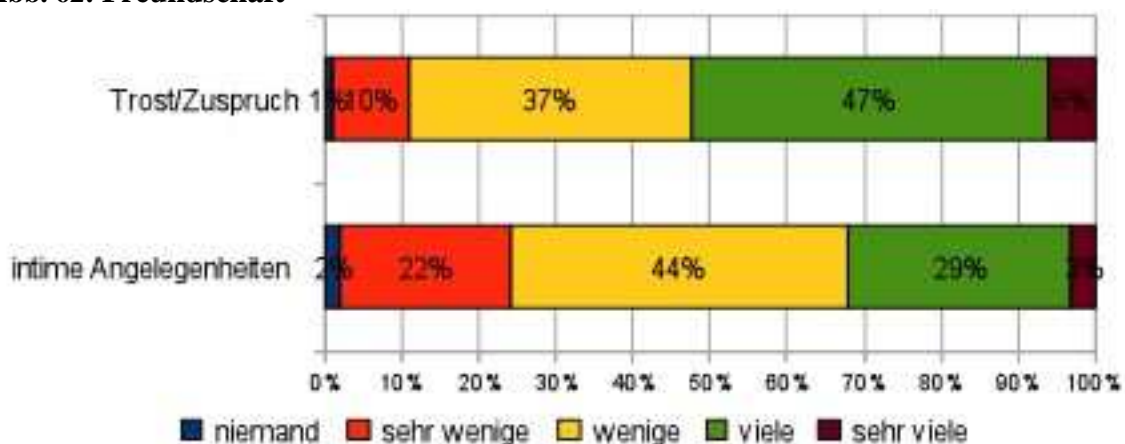
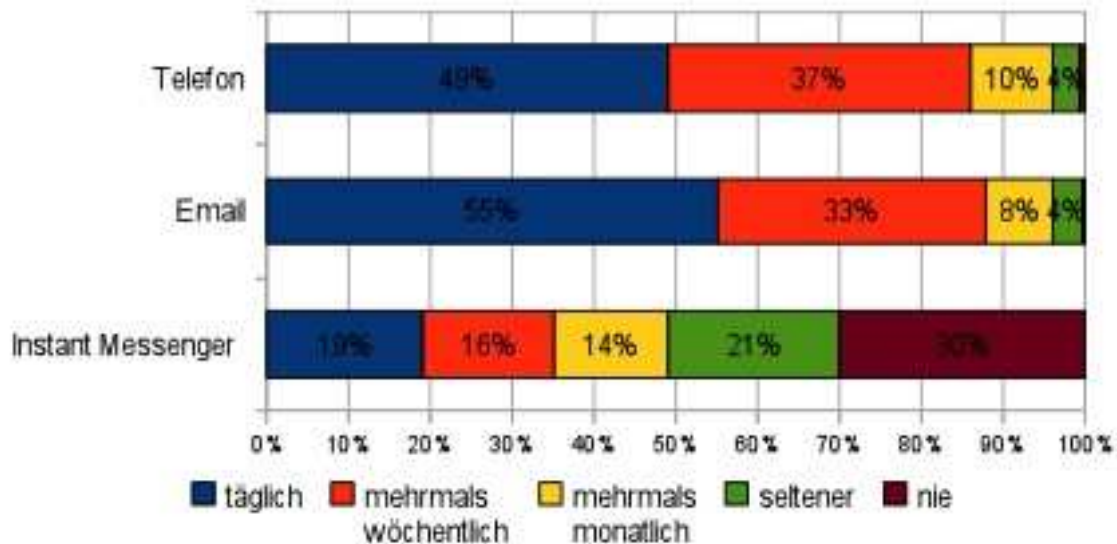


Abb. 62 zeigt, dass der Großteil der Studierenden entweder „wenige“ (37%) oder „viele“ (47%) Freunde haben, die ihnen für Trost und Zuspruch zur Seite stehen. 10% der Studierenden schätzen die Anzahl ihrer Trost spendenden Freunde auf „sehr wenige“ ein, 6% auf „sehr viele“; lediglich 1% gab an, „niemanden“ im Freundeskreis für Trost und Zuspruch zu haben.

Als wir nun nach der Einschätzung der Anzahl der Freunde, mit denen man intime persönliche Angelegenheiten bespricht, fragten, zeigte sich ein leicht verändertes Bild. Die meisten der Befragten haben „wenige“ Freunde für den Austausch intimer persönlicher Angelegenheiten (44%). 29% der Studierenden geben an „viele“ und 22% „sehr wenige“ Freunde für einen solchen Austausch zu haben. Ein kleiner Prozentsatz von Studierenden gibt an, „sehr viele“ Personen (3%) oder „niemanden“ (2%) für die Besprechung intimer persönlicher Angelegenheiten im Freundeskreis zu haben.

Nachdem wir also im vorangegangenen Abschnitt einiges über die Freundschaftsbeziehungen der HU-Studierenden erfahren haben, stellen wir euch nun einige interessante Ergebnisse zum Thema „Kommunikation“ vor. In unserer Untersuchung betrachteten wir die Nutzungshäufigkeit der Kommunikationsmittel Telefon, E-Mail und Instant Messenger.

Abb. 63: Kommunikation



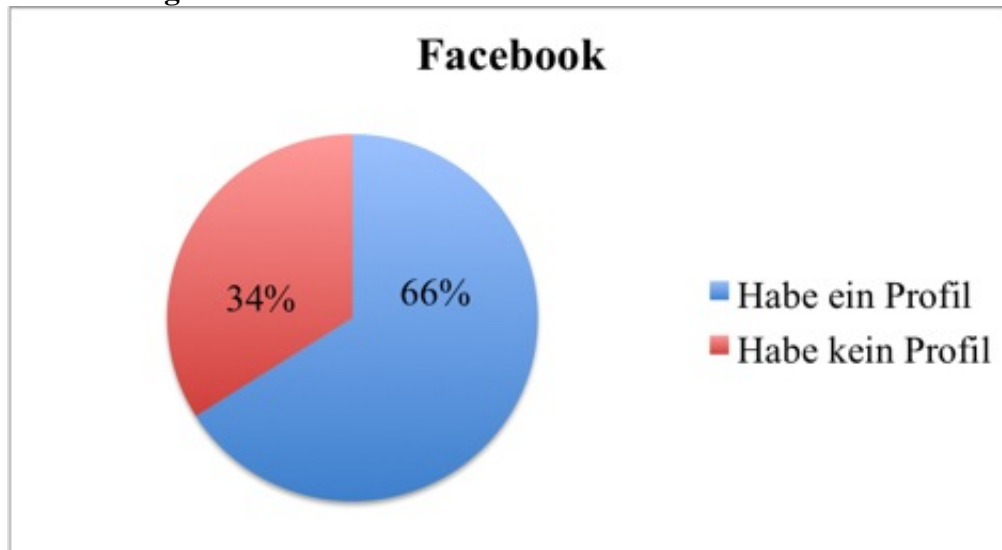
Wie in Abb. 63 zu sehen ist, gibt nur knapp die Hälfte aller Befragten an, täglich zu telefonieren. Etwa 37% der HU-Studierenden telefonieren mehrmals wöchentlich und knapp 10% mehrmals monatlich. 4% der Befragten telefonieren sogar noch seltener. Die Zahl der HU-Studierenden, die nie telefonieren, ist verschwindend gering (1%).

Betrachten wir die Häufigkeit des E-Mail-Schreibens fällt auf, dass sie der des Telefonierens sehr ähnlich ist, interessanterweise aber leicht übersteigt: Mehr als die Hälfte der Befragten (55%) schreiben täglich E-Mails und etwa ein Drittel mehrmals pro Woche (33%).

Im Gegensatz zur Häufigkeit des Telefonierens und des E-Mail-Schreibens, variiert die Nutzungshäufigkeit von Instant Messenger Diensten unter den HU-Studierenden sehr: Wie in der Abb. 63 deutlich zu sehen ist, sind alle Kategorien - von „täglich“ bis „nie“ - vertreten. Auffällig ist, dass die meisten der Befragten (30%) angeben, Instant Messenger nie zu nutzen.

Neben den „klassisch“-neuen Kommunikationsarten - darunter E-Mail und Instant-Messenger - haben sich in den letzten Jahren vor allem OSN-Dienste wie beispielsweise Facebook etabliert. Auch unsere Ergebnisse reihen sich in den allgemeinen Duktus der Medienberichte um die Relevanz von Facebook ein. In Abb. 64 ist zu sehen, dass von den befragten Studierenden zwei Drittel ein Profil bei Facebook (66%) besitzen, wohingegen nur ein Drittel kein Profil besitzt (34%). Lediglich zwei Befragte gaben an, Facebook nicht zu kennen.

Abb. 64: Angaben zu Facebook



Darüber hinaus fanden wir heraus, dass 64% der Studierenden, die ein Profil bei Facebook besitzen, dieses auch täglich nutzen. 23% der Studierenden geben an, ihr Profil auf Facebook mehrmals wöchentlich aufzurufen. Die Anzahl derer, die ihr Profil entweder mehrmals monatlich (8%), seltener (4%) oder nie (unter 1%) benutzen, ist sehr gering.

Unsere Untersuchung zeigte ferner, dass es keinen geschlechtsspezifischen Unterschied unter den Profilbesitzern gibt: Wie in Tab. 31 zu sehen ist, haben Männer und Frauen zu fast gleichen Teilen ein Facebook-Profil.

Deutliche Unterschiede zeigen sich jedoch bezüglich des Beziehungsstatus: Singles besitzen häufiger ein Facebook-Profil als Studierende in fester Partnerschaft.

Tab. 31: Facebook-Nutzung nach Geschlecht und Partnerschaft

Profil	Ja	Nein	
Frauen	68.3 %	31.7%	N=937
Männer	62.1%	37.9%	N=433
Gesamt	66,4%	33,6%	N=1,370
Fester Partner	62,7%	37,3%	N=877
Single	70,2%	29,8%	N=600
Gesamt	65,7%	34,3%	N=1,477

Tab. 32 zeigt, dass ebenfalls Unterschiede bezüglich der einzelnen Fakultäten zu beobachten sind. Der höchste Anteil an Facebook-Profilbesitzer lässt sich an der Philosophischen Fakultät III finden.

Tab. 32: Facebook-Nutzung nach Fakultäten

Profil	Ja	Nein	
Phil. Fak. III	74.7%	25.3%	N=281
Jurist. Fak.	73.3%	26.7%	N=90
Phil. Fak. I	59.8%	40.2%	N= 132
Math. Fak. I	49.6%	50.4%	N=117

N= 1,475

Wie zuvor besprochen, besucht die Mehrheit der bei Facebook angemeldeten Studierenden ihr Profil zwar täglich, ihren Status aktualisieren sie dabei jedoch nicht jedes Mal, noch seltener laden sie Fotos hoch. Der überwiegende Teil lädt „seltener als monatlich“ (62%) oder „nie“ (29%) Fotos hoch, lediglich 2% der Studierenden tun dies „täglich“. Etwas häufiger dagegen wird der Status aktualisiert: 41% tun dies seltener als monatlich und 26% nie, jedoch aktualisieren 20% den Status mehrmals monatlich, 10% mehrmals wöchentlich und 3% täglich.

Insgesamt gesehen zeigt sich, dass der Online-Social-Network-Dienst Facebook unter Studierenden der Humboldt Universität weit verbreitet ist. Doch weist die Mehrheit der Nutzer trotz des meist häufigen Besuches der Seite ein eher passives Nutzerverhalten auf. Interessanterweise zeigte unsere Untersuchung auch, dass die E-Mail noch vor dem Telefon am häufigsten von den Studierenden der HU genutzt wird. Auffallend ist zudem, dass die meisten der Befragten entweder „viele“ oder konträr dazu „wenige“ Freunde haben, die ihnen für Trost und Zuspruch zur Seite stehen. Für den kommunikativen Austausch von intimen und persönlichen Angelegenheiten sinkt die Anzahl der zur Verfügung stehenden Freunde deutlich.

Es zeigt sich somit das Bild einer durchschnittlichen Person unter den Studierenden der Humboldt-Universität, die zwar viele Freunde für Trost und Zuspruch, aber eher wenige für intime Angelegenheiten hat. Sie ist auf Facebook registriert, nutzt dies aber eher passiv. Dagegen telefoniert sie täglich, ebenso häufig schreibt sie E-Mails, Instant Messenger nutzt sie dagegen kaum.

20. Zur Vielfältigkeit der Nutzung kultureller Angebote

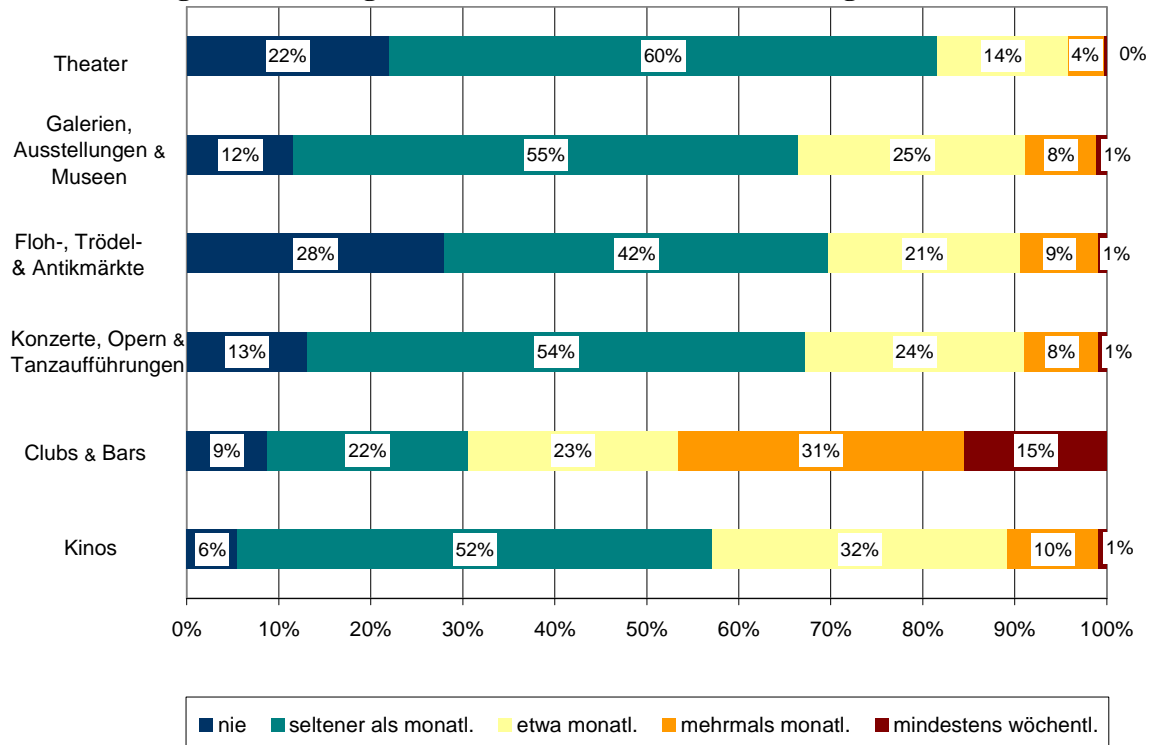
Anna-Luise Müller, Zinaida Nazarenko, Friederike Reinhold & Franziska Schreiber

Im wissenschaftlichen Diskurs zur sozialen Distinktion herrscht weitgehende Einigkeit darüber, dass soziale Unterschiede in der Gesellschaft über verschiedene Lebensstile und „Geschmacksklassen“ hergestellt und reproduziert werden. Die Kulturosoziologie um Pierre Bourdieu betont in diesem Zusammenhang insbesondere die Bedeutung der Nutzung von Hoch- bzw. Populärkultur als Mittel zur Herstellung von Distinktion. Demgegenüber weisen neuere Untersuchungen jedoch darauf hin, dass die Breite des Geschmacks und die Nutzung verschiedener kultureller Angebote weitaus relevanter in Bezug auf die Unterschiede zwischen den Lebensstilen sind. Diesem neueren Trend folgend, orientiert sich unsere Forschungsfrage „*Wovon hängt es ab, wie vielfältig die Studierenden der HU Berlin die kulturellen Angebote in Berlin nutzen?*“ genau an dieser aktuellen Diskussion.

Die Studierenden der HU Berlin wurden hierfür gebeten, Angaben über ihre kulturellen Aktivitäten zu machen. In Form einer Tabelle konnten sie für die Möglichkeiten Kinos, Clubs/Bars, Konzerte/Opern/Tanzaufführungen, Antik-/Floh-/Trödelmärkte, Galerien/ Ausstellungen/Museen und Theater jeweils die Häufigkeit ihres Besuchs angeben (mindestens wöchentlich, mehrmals monatlich, etwa monatlich, seltener, nie). Die Ergebnisse zeigen, dass einzelne kulturelle Angebote von den Studierenden unterschiedlich genutzt werden. Da lediglich die Häufigkeiten *wöchentlich*, *mehrmals monatlich* und *etwa monatlich* einen regelmäßigen kulturellen Besuch widerspiegeln, werden nur diese für die Einschätzung der Vielfalt herangezogen.

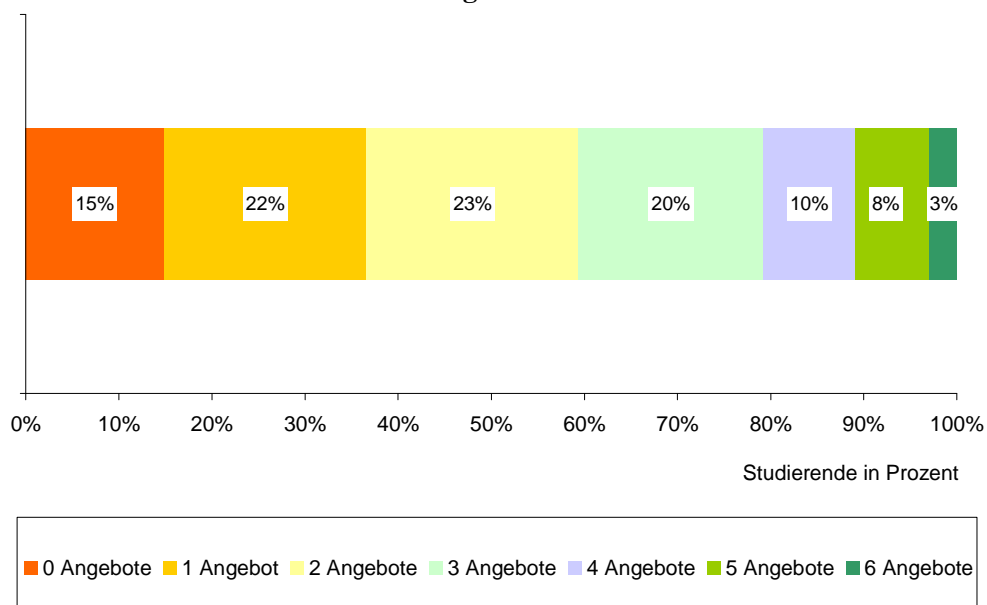
Vor der eigentlichen Betrachtung der Vielfalt der regelmäßig besuchten kulturellen Angebote soll die Beliebtheit der einzelnen Angebote aufgezeigt werden (vgl. Abb. 65). Dabei zeigt sich, dass der Besuch von Clubs und Bars besonders beliebt zu sein scheint, da diese von 69% der Studierenden etwa monatlich oder häufiger aufgesucht werden. Den anderen kulturellen Aktivitäten wird hingegen durchschnittlich nur seltener als monatlich nachgegangen. Kinos liegen mit einem regelmäßigen Besuch von 43% der Studierenden in der Beliebtheit an zweiter Stelle, gefolgt von Galerien/Ausstellungen/Museen (34%), Konzerten/ Opern/Tanzaufführungen (33%) und Antik-/Floh-/Trödelmärkten (31%). Das Schlusslicht bildet das Theater, welches nur von 28% der Studierenden monatlich oder häufiger besucht wird.

Abb. 65: Häufigkeitsverteilung des Besuchs einzelner kultureller Angebote



In der Betrachtung der Vielfalt der regelmäßig besuchten kulturellen Angebote zeigt sich, dass die meisten HU-Studierenden (insgesamt 65%) ein bis drei kulturelle Angebote regelmäßig besuchen (vgl. Abb. 66). Ferner ist ersichtlich, dass mit zunehmender Anzahl verschiedener kultureller Angebote der Anteil der Studierenden deutlich abnimmt. Während die meisten Studierenden (23%) regelmäßig zwei kulturelle Angebote besuchen (gefolgt von 22%, die sich auf eine Art des Kulturkonsums beschränken), nutzen nur 3% der Studierenden das volle Spektrum von sechs in der Untersuchung abgefragten unterschiedlichen kulturellen Angeboten. Dennoch ist es überraschend, dass 15% (über 1/7!) der Studierenden überhaupt keine kulturellen Angebote regelmäßig nutzen.

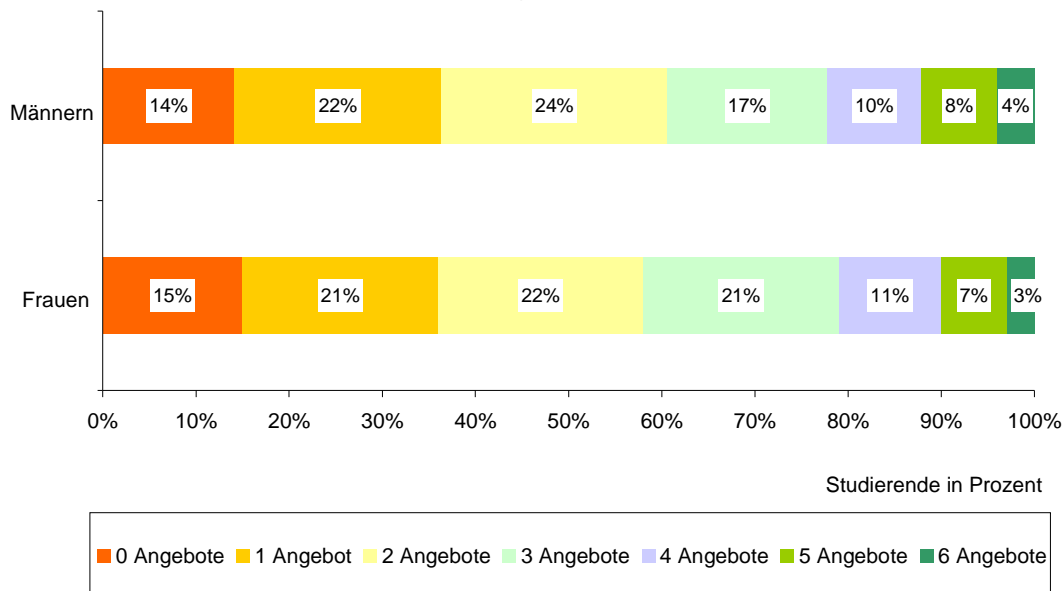
Abb. 66: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote



Um darzustellen, welche Faktoren für dieses unterschiedliche Verhalten in Bezug auf die Nutzung von kulturellen Angeboten ursächlich sein könnten, haben wir exemplarisch das Geschlecht und die soziale sowie räumliche Herkunft zur Überprüfung ausgewählt.

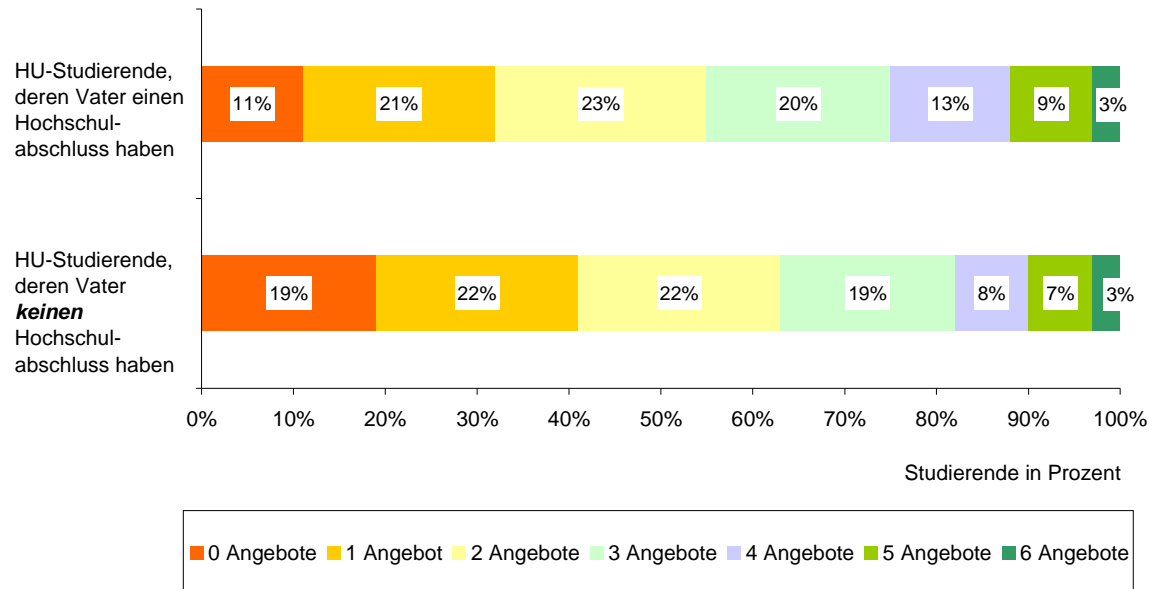
Wie in Abb. 67 erkennbar, scheint es jedoch keine großen geschlechtlichen Unterschiede bei der Nutzung von kulturellen Angeboten zu geben. Es lässt sich jedoch ein tendenzieller Unterschied in der Verteilung ausmachen: Während etwa gleich viele Frauen und Männer kein oder nur ein kulturelles Angebot regelmäßig nutzen, zeigt sich bei der Nutzung von drei oder vier verschiedenen Angeboten eine Differenz von 5% zu Gunsten der Studentinnen. Erstaunlicherweise setzt sich diese Tendenz jedoch nicht fort. So besuchen 12% der Männer regelmäßig fünf bis sechs unterschiedliche kulturelle Angebote, wohingegen dies nur 10% der Frauen tun. Schlussfolgernd ist der geschlechtliche Unterschied allgemein betrachtet minimal, jedoch sind Männer bei sehr vielfältiger Nutzung von kulturellen Angeboten ein wenig stärker vertreten als Frauen.

Abb. 67: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote von Männern und Frauen



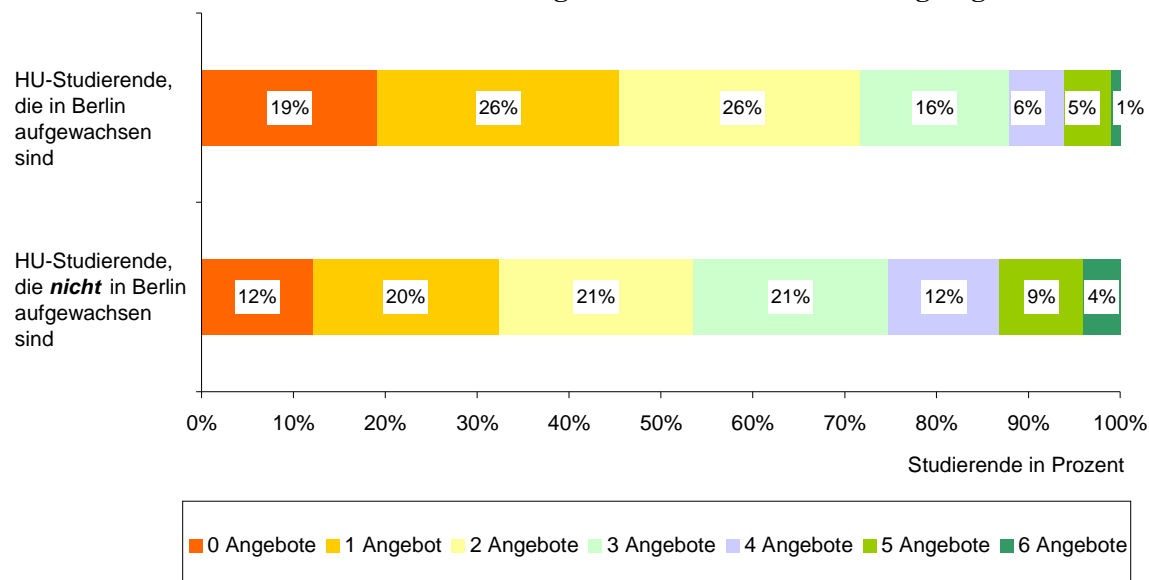
Bezüglich des Einflusses der sozialen Herkunft lässt sich ein deutlicherer Unterschied als bei dem Geschlecht ausmachen (vgl. Abb. 68). Die soziale Herkunft wurde hier vereinfacht danach unterteilt, ob der Vater des/r Studierenden Akademiker ist oder nicht. Demgemäß ergibt sich ein Unterschied zwischen Akademikerkindern, welche zu 45% drei oder mehr verschiedene Arten kultureller Angebote regelmäßig besuchen, und Nicht-Akademikerkindern, die nur zu 37% kulturelle Angebote in diesem Umfang nutzen. Es zeigt sich also ein deutlicher Einfluss der sozialen Herkunft auf das kulturelle Verhalten.

Abb. 68: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote nach dem Bildungsgrad des Vaters



Bei der Betrachtung der räumlichen Herkunft werden die deutlichsten Unterschiede in der Vielfalt der Nutzung kultureller Angebote sichtbar. Zunächst wurde eine Unterscheidung danach getroffen, ob der/die Studierende/r in Berlin aufgewachsen ist: In Abb. 69 zeichnet sich deutlich ab, dass HU-Studierende aus Berlin weniger verschiedene kulturelle Angebote besuchen als ihre zugezogenen Kommilitonen. Etwa 71% der Ersteren betreiben maximal zwei verschiedene kulturelle Aktivitäten, wohingegen dies nur 53% der Zugezogenen tun. Demzufolge besuchen 47% der Nicht-Berliner mehr als zwei kulturelle Angebote, jedoch nur 29% der Berliner.

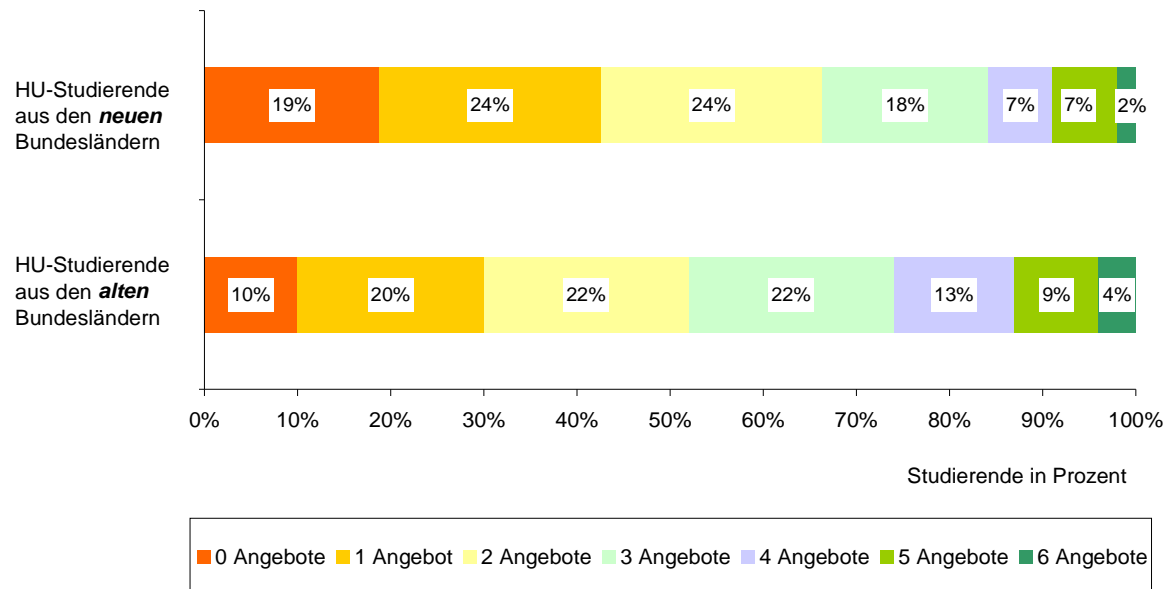
Abb. 69: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote von Berlinern und Zugezogenen



Ein weiterer räumlicher Einflussfaktor ist die Herkunft unterschieden nach alten und neuen Bundesländern (vgl. Abb. 70). (Es wurde in der Befragung auch zwischen Ost- und West-Berlin differenziert.) HU-Studierende aus den alten Bundesländern nutzen die kulturellen Angebote Berlins deutlich

vielfältiger als diejenigen aus den neuen Bundesländern. 48% (also fast die Hälfte) der Studierenden aus den alten Bundesländern nutzen mindestens drei verschiedene kulturelle Angebote regelmäßig, demgegenüber jedoch nur 34% der Studierende aus den neuen Bundesländern.

Abb. 70: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote von Studierenden aus den Alten und Neuen Bundesländern



In einer ersten Betrachtung der Vielfalt der Nutzung kultureller Angebote durch die Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin, konnte festgestellt werden, dass das diesbezügliche Verhalten stark variiert. Die räumliche Herkunft ist dabei der stärkste Einflussfaktor. Auch die soziale Herkunft hat einen merklichen Einfluss, wohingegen das Geschlecht das unterschiedliche Verhalten in Bezug auf die Nutzung von kulturellen Angeboten nur marginal zu beeinflussen scheint.

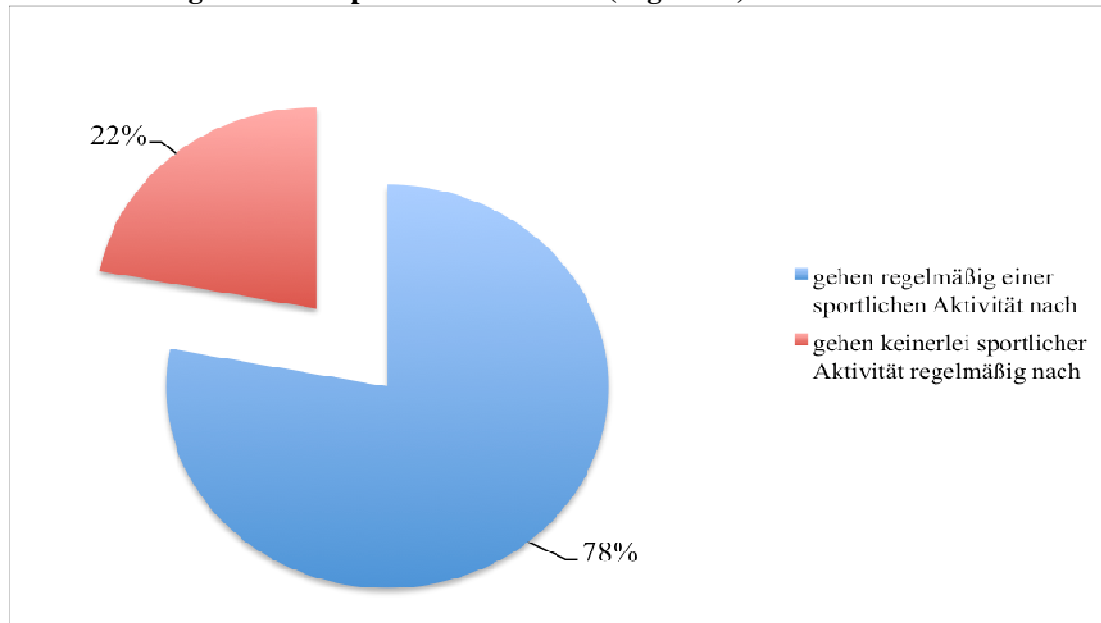
21. Sportliche Aktivität

Chaka Bachmann, Francesco Findeisen, Lisa Gutsche & Stefanie Richter

Sportliche Aktivitäten werden heutzutage von Menschen aus den unterschiedlichsten Gründen betrieben. Sei es, um das physische Wohlbefinden zu steigern, oder aber um gesundheitlicher Probleme vorzubeugen, die Gründe für sportliche Aktivität sind so vielfältig wie die verschiedenen Sportarten. Einige Autoren und Autorinnen sehen die Entwicklung von Sport hin zu einer eigenen Kultur (vgl. Klein 2009: 2). Dies hat uns dazu inspiriert, die sportliche Aktivität von Studierenden näher zu betrachten.

Die nachfolgende Erhebung befasst sich mit der allgemeinen sportlichen Aktivität der Studierenden der Humboldt Universität, der spezifischen Art der Aktivität, sowie den finanziellen Ausgaben für die selbige.

Abb. 71: Nachgehen einer sportlichen Aktivität (allgemein)



Von den insgesamt 1361 Befragten, welche auf diese Frage geantwortet haben, gaben 78% an, dass sie regelmäßig einer sportlichen Aktivität nachgehen würden, womit gemeint ist, dass diese Aktivität mindestens einmal pro Woche betrieben wird (vgl. Abb. 71). Dabei lässt sich kein Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Befragten feststellen. Auch die Herkunft der Befragten weist auf keine wesentliche Differenz bei der sportlichen Aktivität hin (vgl. Abb. 72).

Abb. 72: Sportliche Aktivität nach Herkunftsgebiet (alte/neue Bundesländer)

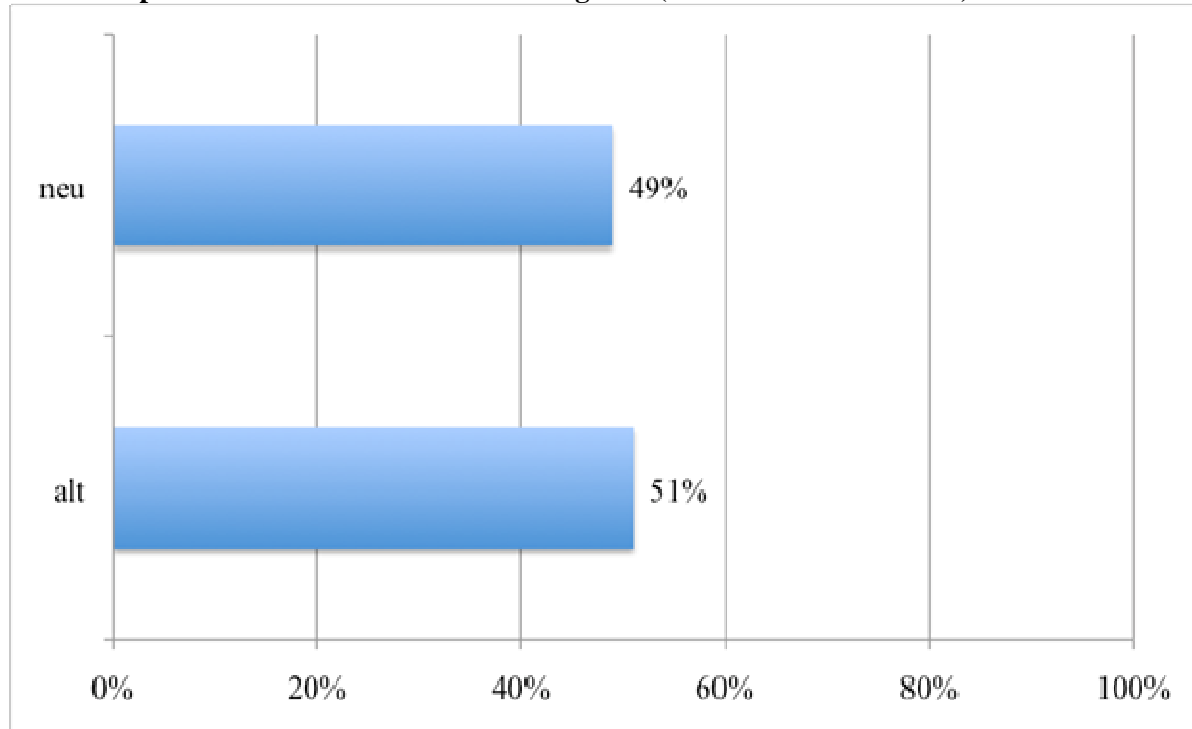
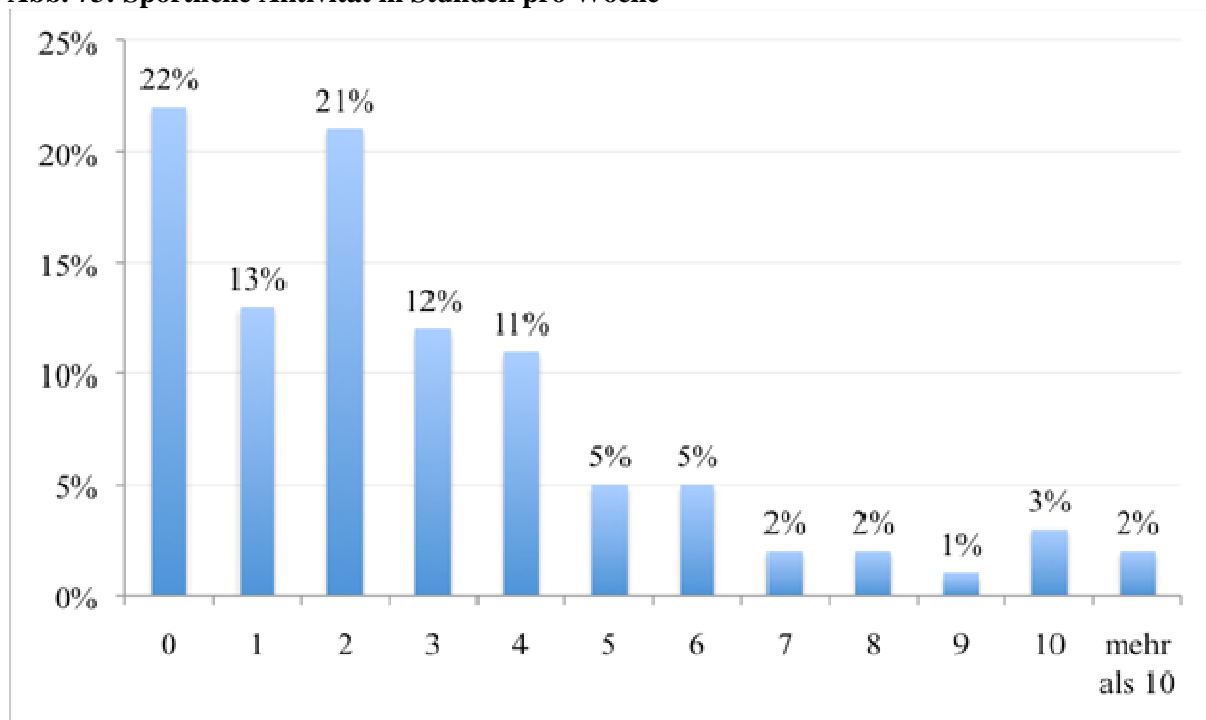


Abb. 73: Sportliche Aktivität in Stunden pro Woche

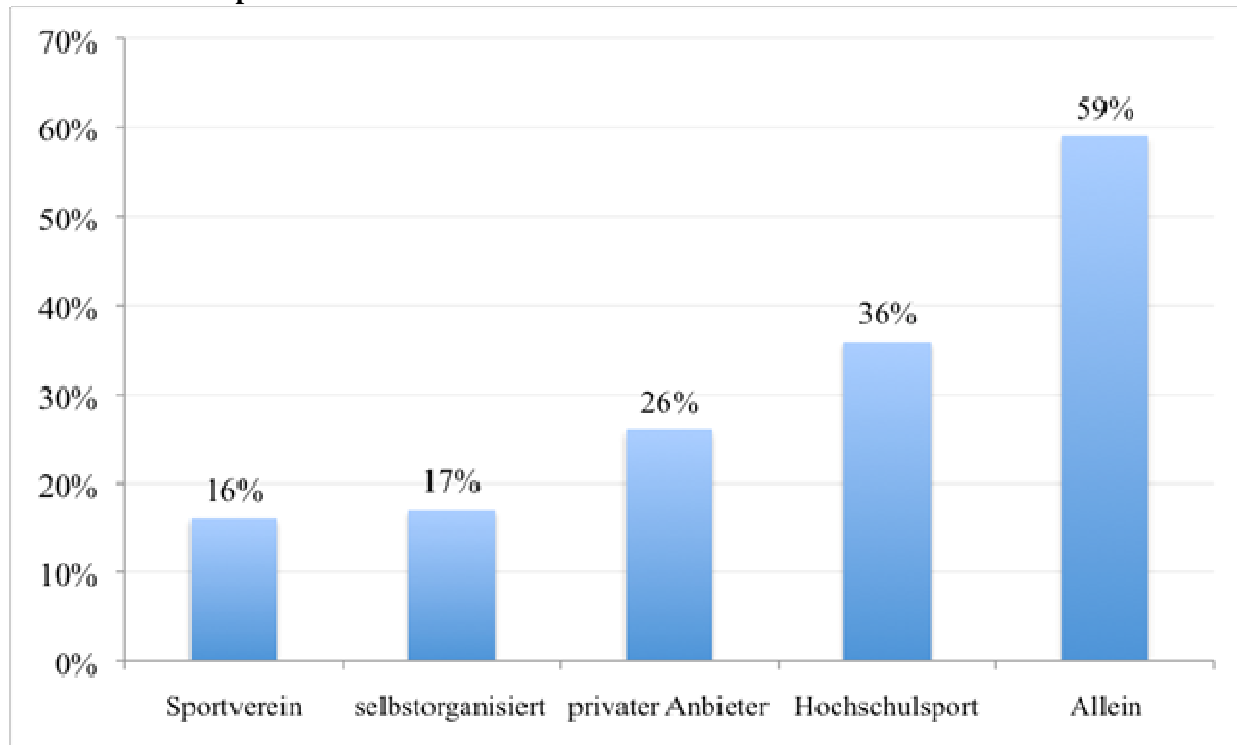


Des Weiteren wurde erfragt, wie viele Stunden die Befragten pro Woche einer sportlichen Aktivität nachgehen (vgl. Abb. 73). Hierbei zeigt sich deutlich, dass der größte Teil der Befragten im Schnitt zwischen ein und vier Stunden pro Woche Sport betreibt, wobei die durchschnittliche Betätigung bei ca. 3 Stunden liegt. Außerdem zeigt sich, dass nur 21 Personen (2%) der Befragten mehr als 10 Stunden pro Woche sportlich aktiv sind.

Zudem wurde nach der spezifischen Art der sportlichen Aktivitäten gefragt. Hierbei wurde unterschieden zwischen Aktivität in einem Sportverein (16%), selbstorganisiertem Sport mit Freund(en) (17%),

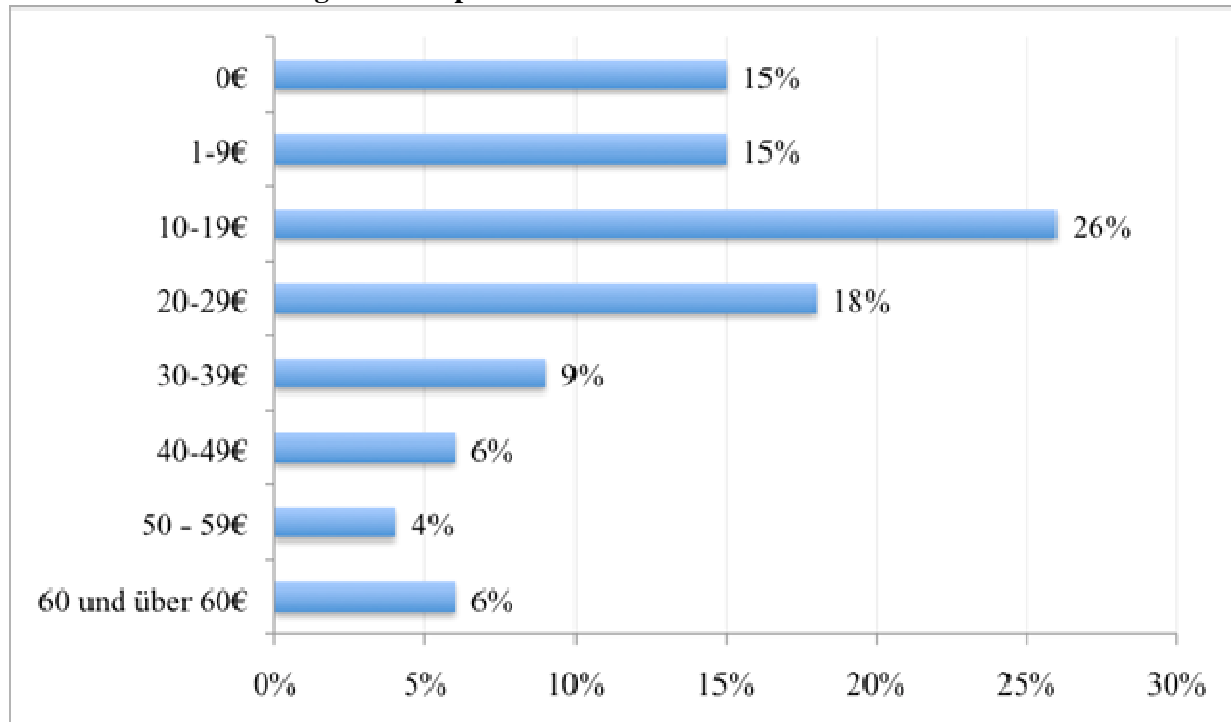
Sport bei einem privaten Sportanbieter [z.B. Fitnessstudio oder sonstigen Sportkursen (26%)] und schließlich Hochschulsport (36%). Dabei waren Mehrfachnennungen möglich, so dass sich keine Rückschlüsse über eine mögliche Präferenz der Befragten ziehen lassen. Über die Hälfte der Befragten ist auch oder ausschließlich allein sportlich aktiv (59%), beispielsweise beim Joggen (vgl. Abb. 74).

Abb. 74: Art der sportlichen Aktivität



Weiterhin wurde nach der Höhe des finanziellen Aufwandes pro Monat für sportliche Aktivität, inklusive Vereinsgebühren und beispielsweise Material wie Kleidung und/oder Sportequipment, gefragt. 15% der Befragten haben keine Ausgaben für ihre sportliche Aktivität, und über die Hälfte (56%) der Befragten zahlt bis zu 20 Euro monatlich. Nur ein geringer Teil gab an, mehr als 60 Euro monatliche Ausgaben zu haben (siehe Abb. 75).

Abb. 75: Finanzielle Ausgaben für sportliche Aktivitäten



Literatur

Klein, Thomas (2009): Determinanten der Sportaktivität und der Sportart im Lebenslauf. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 61. Ausgabe. VS Verlag. S.1-32.

22. Zufriedenheit mit dem Kiez

Simon Hennke, Gala Rexer, Kai Schulze & Ainara Tiefenthäler

Auch außerhalb rein studentischer Kreise ist in Berlin „Wohnen“ ein viel diskutiertes Thema. Der Zufluss von Kapital und die soziale, ökonomische, kulturelle und physische Transformationen und Verdrängung (Brown-Saracino, 2010: 12-13) in manchen Berliner *Szenebezirken*, regt eine stete Debatte um die Gentrifizierung der Hauptstadt an. Bei der Frage nach den Auslösern solcher urbanen Veränderungen, fällt der Blick häufig auf Studierende als sogenannte Pioniere der Gentrifizierung (Häußermann, 2000: 59). Verschiedene Merkmale, die sich auf das Wohnen der Studierenden beziehen, wurden daher in der Umfrage erfasst. Da Wohnen im Normalfall kein sensibles Thema darstellt, konnte weder eine Verweigerung der Fragen, noch eine besonders hohe Abbruchquote bei der Beantwortung festgestellt werden. Lediglich bei der Frage zur Postleitzahl gab es Teilnehmer, die (wahrscheinlich aus datenschutzrechtlichen Gründen) anstatt der Postleitzahl den Wohnbezirk angegeben haben. In der Befragung wurden Aspekte zur Wohnung 'an sich', zur Wohnumgebung und persönliche Einschätzungen zur Wohnung abgefragt.

Auf die erste Frage, *wo* Studierende wohnen, gibt es verschiedene Antworten. In der Stadtsoziologie stellt sich stets die Frage, welche Raumeinteilung man einer Verteilung zugrunde legt, denn je nach Raumeinteilung können die Ergebnisse variieren. Deshalb werden in der Umfrage verschiedene Raumeinteilungen beschrieben. Dies macht vor allem vor dem Hintergrund Sinn, dass die Befragten verschiedene Antwortmöglichkeiten auf die Frage nach ihrem Wohnstandort hatten: Zunächst wurde um die Eingabe der eigenen Postleitzahl gebeten. Wurde diese Frage verweigert bzw. unvollständig angegeben, wurden die Befragten gebeten, ihren Bezirk (nach alter Bezirkseinteilung) anzugeben. Folglich liegen auf die Frage zum Wohnstandort der Studierenden verschiedene Antworten vor, die auf drei Ebenen aggregiert wurden:

1. Neue Bezirkseinteilung durch Zusammenfassung der alten Einteilung in die neuen Großbezirke
2. Alte Bezirkseinteilung nach Postleitzahlen und Angabe der alten Bezirke
3. Cluster von Studierenden nach Angabe der Postleitzahl

Zunächst ist in Abb. 76 die größte Raumeinteilung zu sehen: Die neue Bezirkseinteilung nach der die Berliner Bezirke seit der Bezirksgebietsreform im Jahr 2001 gegliedert sind. 29% der Studierenden wohnen hiernach im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg, 13% in Neukölln und 12% in Mitte. Alle weiteren Bezirke rangieren zwischen einem Studentenanteil von 8% bis 1%. Bei der Grafik ist zu beachten, dass der Bezirk Prenzlauer Berg, der seit 2001 eigentlich zum Großbezirk Pankow gezählt wird, einzeln aufgelistet wird, da er als ehemaliger Studentenbezirk in den 90er Jahren einen nicht geringen Einzelanteil von 7% Studenten beherbergt.

Abb. 76: Bezirke nach Studentenanteil (neue Bezirkseinteilung)

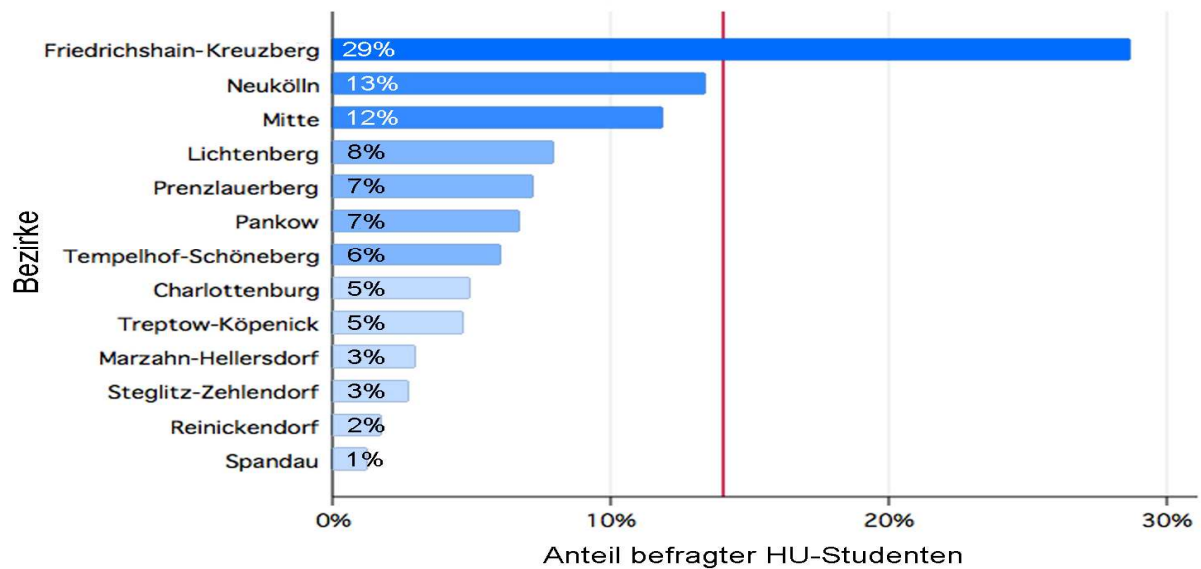


Abb. 77 zeigt die Bezirke eingeteilt nach der alten Bezirkseinteilung vor 2001. Diese Einteilung ist intuitiv besser zu fassen, da die alten Bezirke den meisten Bewohnern Berlins aufgrund des alltäglichen Sprachgebrauchs noch mehr zur Identifikation dienen, als die neuen Großbezirke. Wie aus der Grafik deutlich wird, unterscheiden sich die beiden Einteilungen kaum.

Deutlich wird hier vor allem das Gewicht Neuköllns als neuer Studentenbezirk mit 13% an zweiter Stelle. Die hohe Anzahl der Studierenden in Friedrichshain-Kreuzberg (neue Einteilung) wird hier auch deutlich durch hohe Studentenanteile von 21% (Friedrichshain) und 8% (Kreuzberg) die sich in dem neuen Großbezirk summieren.

Abb. 77: Bezirke nach Studentenanteil (alte Bezirkseinteilung)

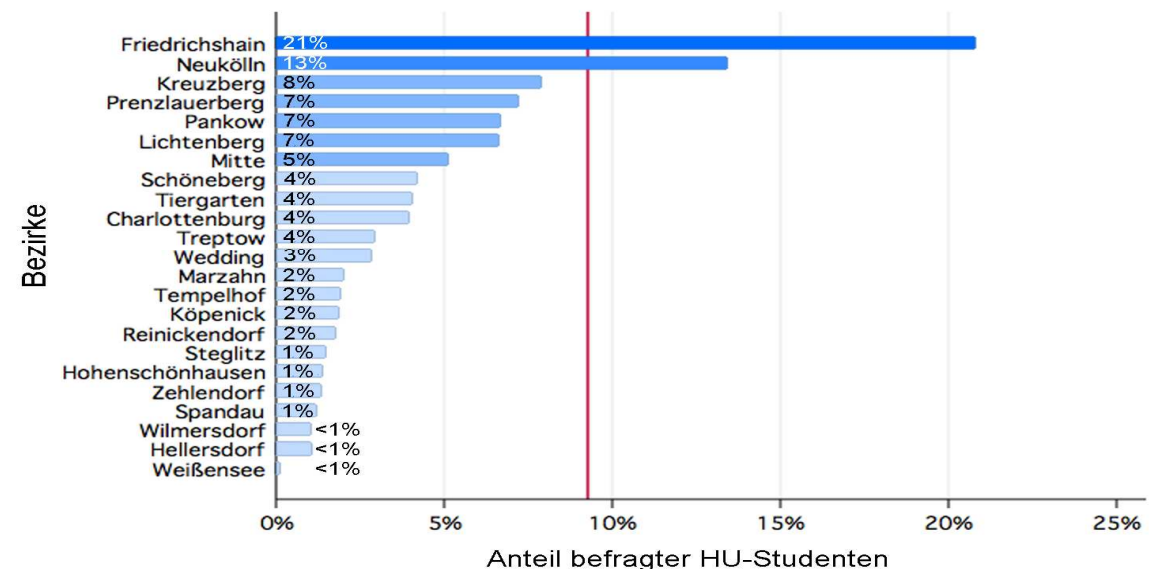
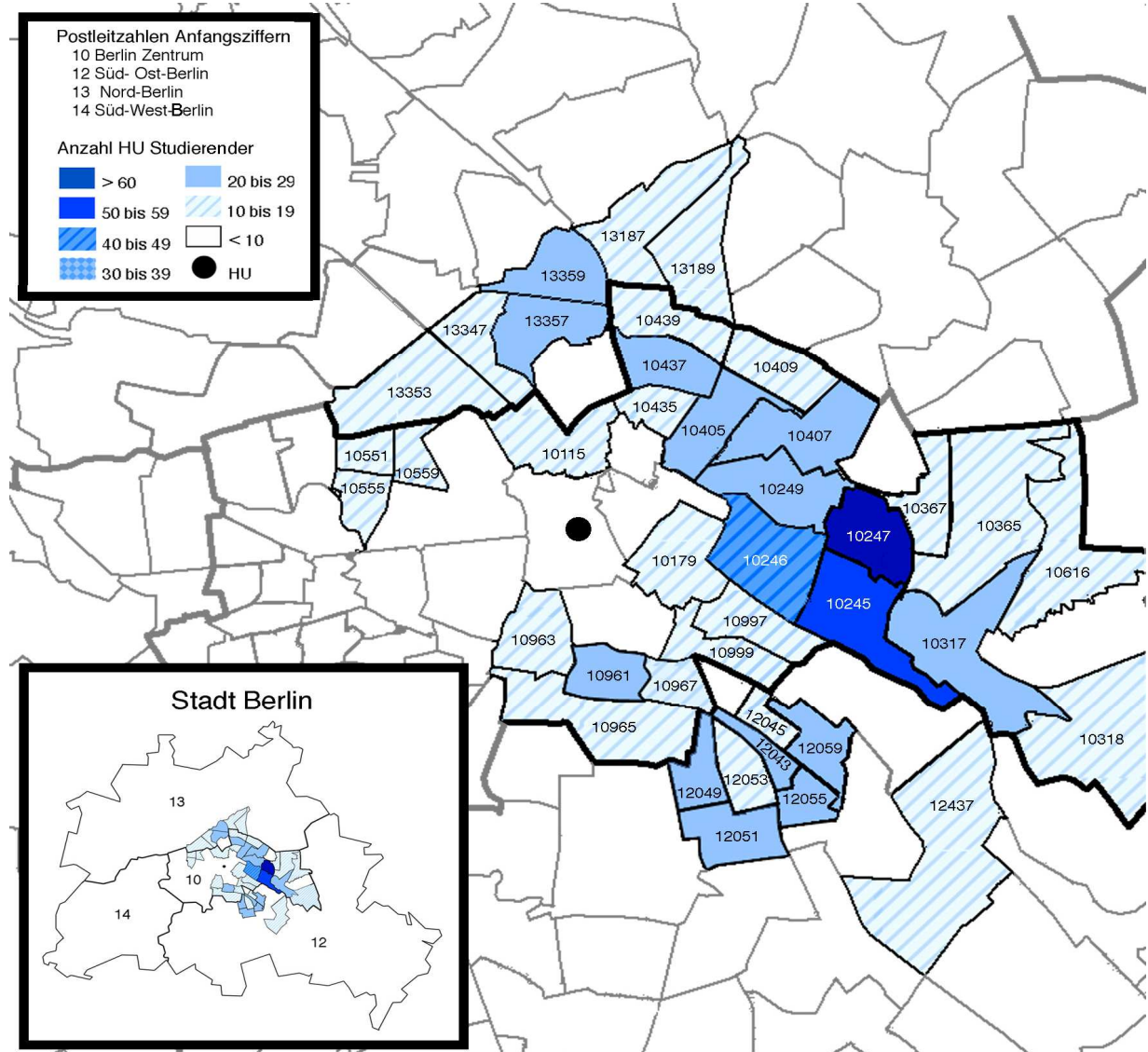


Abb. 78 zeigt nun Cluster von Studierenden in bestimmten Postleitzahlbereichen. Dies ist die kleinräumigste Einteilung, die vorgenommen wurde. Die Frage, ob Studierende nun in bestimmten Postleitzahlbereichen oder Bezirken zufriedener sind als in anderen, lässt sich ohne eine Charakterisierung und Eingrenzung dieser Bereiche nicht beantworten. Deshalb findet sich in allen Darstellungsweisen zu den Wohnstandorten der Studierenden eine Gliederung nach Studierendenanteil, da davon ausgegangen werden kann, dass Studierende dann besonders zufrieden sind, wenn viele andere Studierende im selben Bezirk/Bereich leben. In Abbildung 5 wird nun deutlich, dass die meisten Studierenden (über 60 Studierende) im Bereich der Postleitzahl 10247 leben, gefolgt von 10245 (50 - 60 Studierende) und 10246 (40 - 50 Studierende). Da diese drei von Studierenden am häufigsten bewohnten Postleitzahlbereiche in Friedrichshain (bzw. Friedrichshain-Kreuzberg) liegen, decken sich die Ergebnisse der Cluster mit denen der beiden Bezirkseinteilungen.

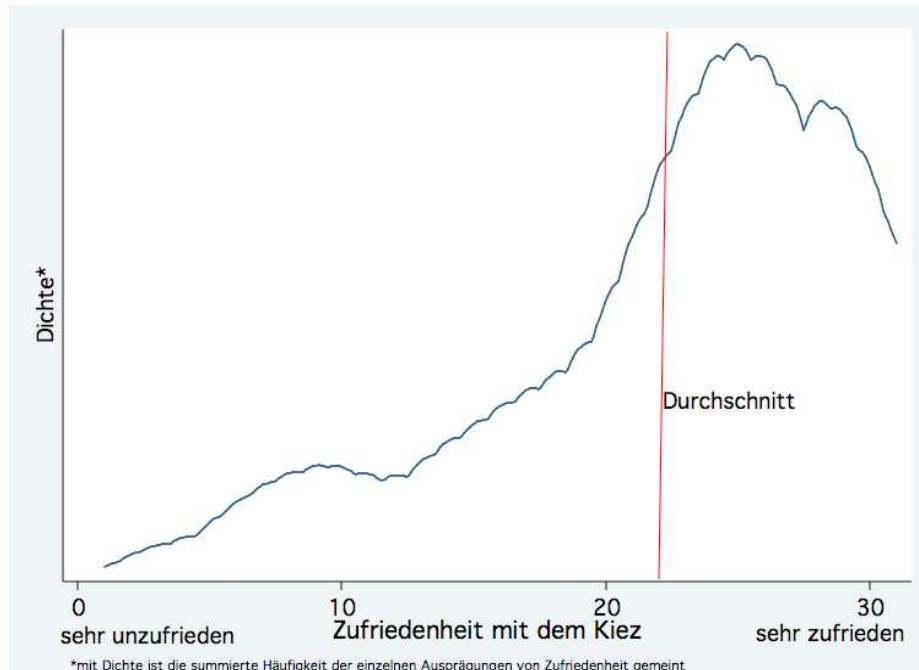
Abb. 78: Wohnräumliche Cluster von Studierenden nach Postleitzahl



Die nächste Abfrage betrifft die Zufriedenheit der Studierenden mit ihrem Wohnstandort. Die Befragten wurden hierzu gebeten, auf einer Skala von 1 bis 31 anzugeben, wie zufrieden sie mit der Wohnsituation in ihrem Kiez sind. Abb. 79 zeigt die Verteilung dieser Angaben. Es wird deutlich, dass die

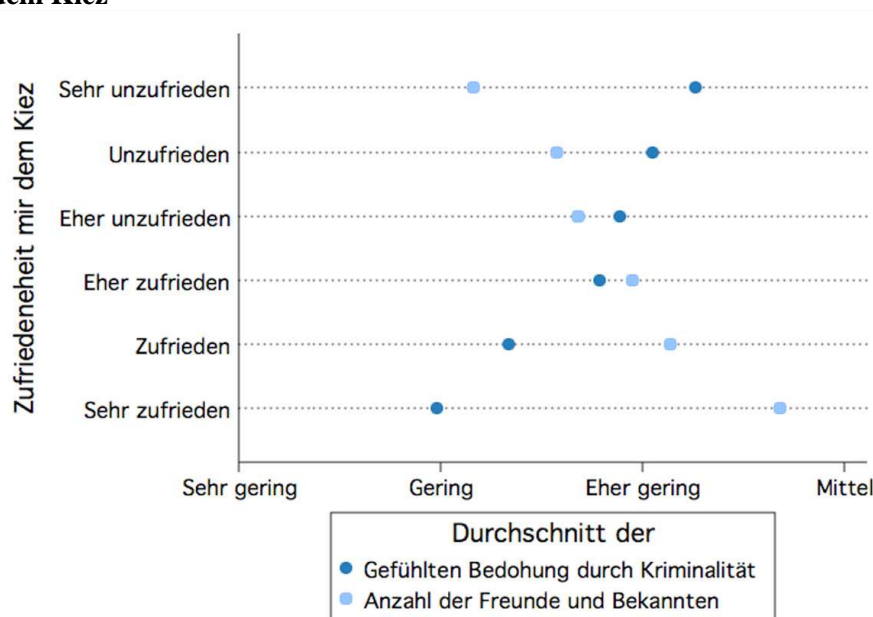
meisten Studierenden mit ihrem Kiez "zufrieden" bis "sehr zufrieden" sind, der Durchschnittswert liegt bei 21.

Abb. 79: Zufriedenheit der Studierenden mit ihrem Kiez



Der Hauptklärungsansatz dieser Untersuchung für die Zufriedenheit mit dem Kiez liegt einerseits bei der gefühlten Bedrohung durch Kriminalität im Kiez und andererseits bei der Anzahl der Freunde und Bekannte, die ebenfalls im selben Kiez leben. Beide Indikatoren für die Zufriedenheit mit dem Kiez wurden ebenfalls mittels einer Skala von 1 bis 31 erhoben. Um den Zusammenhang dieser Indikatoren der Zufriedenheit mit dem Kiez grafisch besser darstellen zu können, wurde hier Zufriedenheit in Kategorien von "sehr unzufrieden" bis "sehr zufrieden" und die Anzahl der Freunde und Bekannte sowie die gefühlte Bedrohung in Kategorien von "sehr gering" bis "mittel" zusammengefasst. Abb. 80 zeigt, wie sich die gefühlte Bedrohung und die Anzahl der Freunde in Bezug auf die Zufriedenheit mit dem Kiez verhalten: Je mehr Freunde und Bekannte im selben Kiez leben, desto höher ist die Zufriedenheit. Und gegenläufig: Je geringer die gefühlte Bedrohung durch Kriminalität ausfällt, desto höher ist die Zufriedenheit mit dem Kiez.

Abb. 80: Gefühlte Bedrohung & Anzahl Freunde im Kiez in Bezug auf die Zufriedenheit mit dem Kiez



Es kann also festgehalten werden, dass Studierende der Humboldt-Universität vor allem in speziellen Vierteln und Kiezen der Stadt besonders gerne leben. Dass die Anzahl der Freunde und Bekannte und die Sicherheit im Kiez dabei in Bezug auf die Zufriedenheit der Studierenden mit ihrem Wohnstandort eine große Rolle spielen, deutet bereits darauf hin, dass Studierende eine "spezielle" Wohnumgebung schätzen. Dies kann unter Umständen die Annahme unterstützen, dass Studierende als Akteure im Feld der Stadt sowohl Prozesse auslösen (bewusst oder unbewusst) und gleichzeitig unter diesen Prozessen leiden.

Literatur

Brown-Saranico, Japonica, 2010: The Gentrification Debates. New York, London: Routledge.

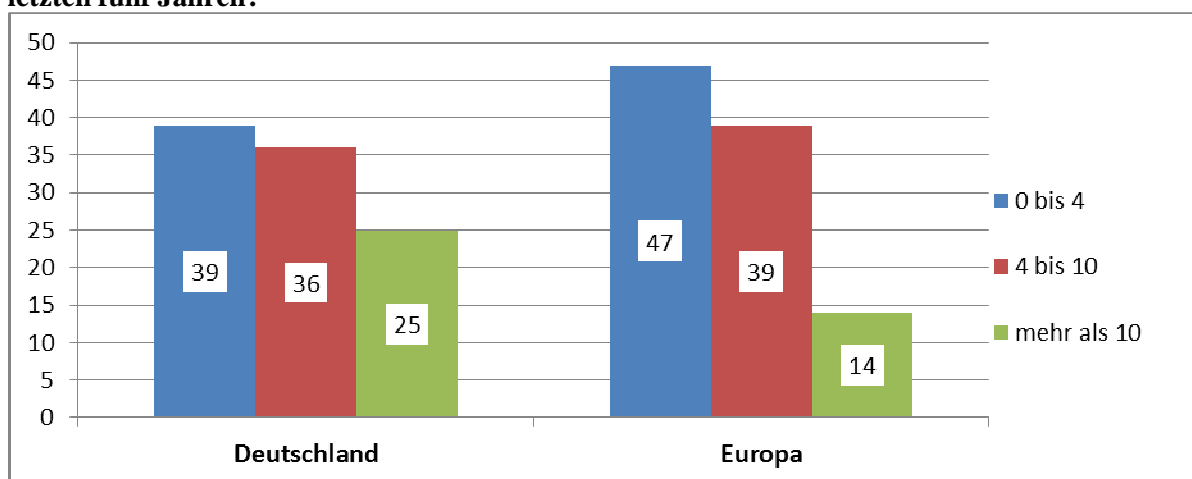
Häußermann, Hartmut, 2000: Großstadt. Opladen: Leske und Budrich.

23. Reiseverhalten und Reiseortwahl

Mascha Blender, Valeska Cordier, Caline Ittner, Anna Oechslen & Robin Völker

Die folgenden Ergebnisse stammen von der Forschungsgruppe, welche sich mit der Reiseortwahl der Studierenden auseinandersetzt. „Warum reisen Studierende eigentlich nach Panama oder Indonesien?“ „Wie kommt es, dass Studierende sich für eine Reise nach Ghana entscheiden?“ „Warum werden Reiseziele außerhalb der westlichen industrialisierten Welt immer beliebter?“ Von derartigen Fragen inspiriert, entschied sich die Forschungsgruppe, zu überprüfen, was dazu führt, dass Studierende nach Afrika, Lateinamerika oder Asien reisen, in Kontinente, deren Länder eher niedrige Werte beispielsweise auf dem Human Development Index aufweisen. Dabei wurde nach einer Urlaubsreise gefragt, welche als Aufenthalt außerhalb des eigenen Wohnortes mit mindestens einer Übernachtung definiert wurde, bei der weder einer Erwerbsarbeit nachgegangen noch ein Praktikum, Sprachkurs oder Freiwilligendienst absolviert wird. An dieser Stelle sollen nun einige der Ergebnisse veranschaulicht werden.

Abb. 81: Wie oft verreisten die Studierenden der HU innerhalb Deutschlands und Europas in den letzten fünf Jahren?

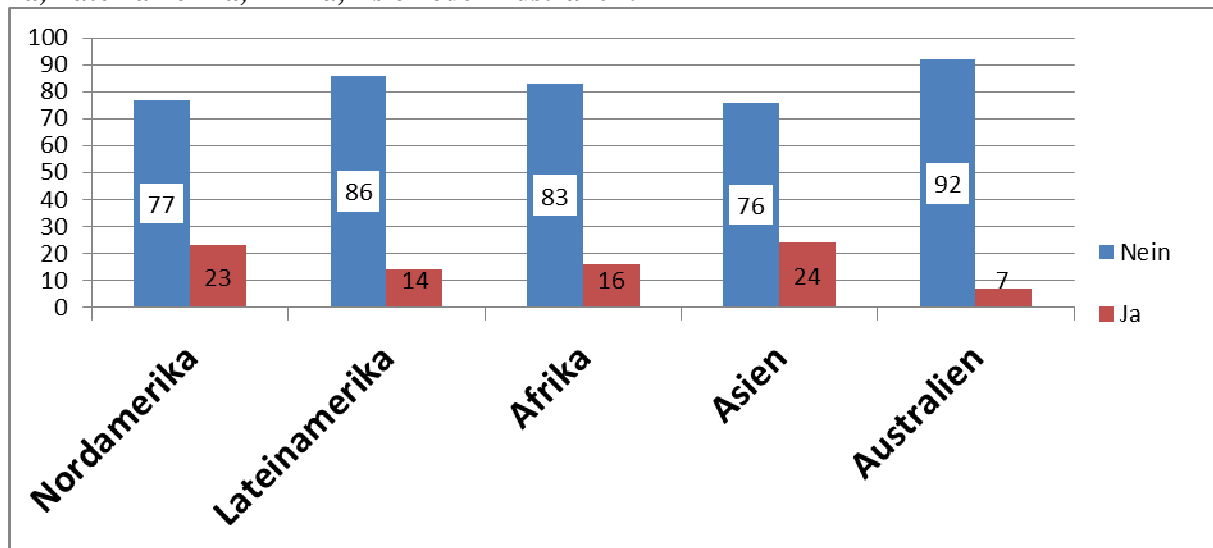


(Zahlen in Prozent)

39% der Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin sind in den letzten fünf Jahren 0 bis 4 Mal innerhalb Deutschlands verreist (vgl. Abb. 81). 36% verreisten 4 bis 10 Mal in Deutschland und knapp 25% hat in den letzten fünf Jahren mehr als 10 Reisen innerhalb Deutschlands unternommen.

Die Ergebnisse sehen für Reisen innerhalb Europas ähnlich aus. 47% der Studierenden sind in den letzten fünf Jahren 0 bis 4 Mal in Europas verreist. 39% verreisten 4 bis 10 Mal in Deutschland und eine Minderheit von 14% hat mehr als 10 Reisen innerhalb Europas in den letzten fünf Jahren erlebt.

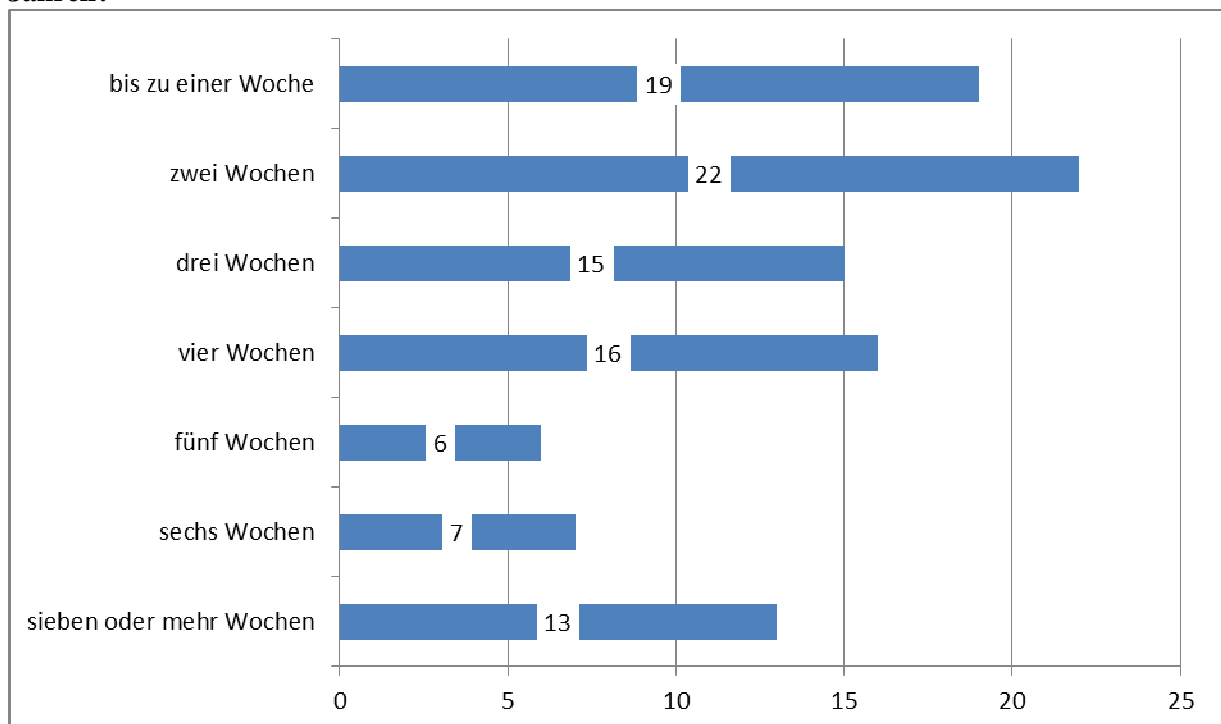
Abb. 82: Wie viele der Studierenden der HU reisten in den letzten fünf Jahren nach Nordamerika, Lateinamerika, Afrika, Asien oder Australien?



(Zahlen in Prozent)

Die Mehrheit der Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin hat in den letzten fünf Jahren keine Reise ins außereuropäische Ausland unternommen (vgl. Abb. 82). Nur 23% reisten in den letzten fünf Jahren nach Nordamerika, 14% nach Lateinamerika, 16% nach Afrika, 24% nach Asien und 7% nach Australien.

Abb. 83: Wie lange verreisten Studierende der HU durchschnittlich pro Jahr in den letzten fünf Jahren?

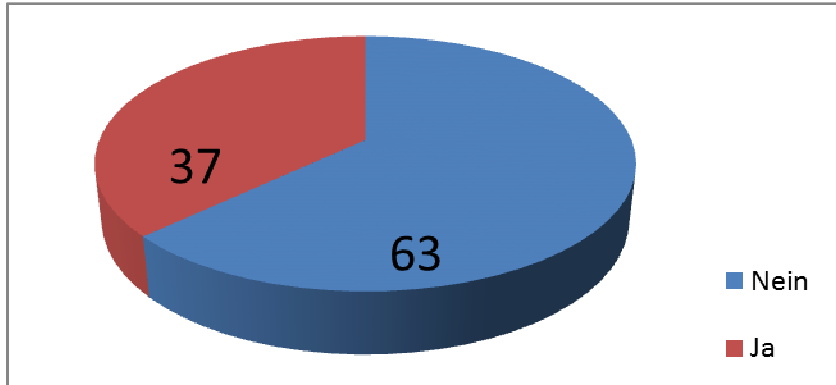


(Zahlen in Prozent)

Die Zahl der Wochen, die Studierende der HU durchschnittlich pro Jahr verreisen, variiert stark (vgl. Abb. 83). So verbrachten 19% in den letzten fünf Jahren durchschnittlich nur eine Woche pro Jahre

mit Reisen. 22% verreisten zwei Wochen pro Jahr. Überraschenderweise verbringen 13% der Studierenden der HU sieben oder mehr Wochen im Jahr mit Reisen.

Abb. 84: Sind Sie in den letzten fünf Jahren nach Asien, Lateinamerika und/oder Afrika verreist?



(Zahlen in Prozent)

In unserem Forschungsvorhaben behandeln wir vor allem die Frage, wer nach Asien, Lateinamerika und/oder Afrika verreist. Kontinente also, die hauptsächlich aus Entwicklungs- und Schwellenländern, bestehen. 37% der Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin sind in den letzten fünf Jahren in einen oder mehrere dieser drei Kontinente gereist (vgl. Abb. 84).

Hier wurde ein Ausschnitt der Forschung gezeigt. So wurde dargelegt, wie oft Studierende der HU in die unterschiedlichen Kontinente verreisen und wie viel Zeit sie mit Urlaubsreisen verbringen.

24. Reisemotivation

Kristina Fazliyska, Christian Meckelburg, Andrew Müller & Patrick Wendel

Sich im Fremden zu spiegeln, unbekannte Orte und auch ferne Lebenswelten aufzusuchen – kurz Reisen – ist in unserer Gesellschaft zumeist sehr beliebt und gerade Studenten reisen oft und viel. Warum jedoch reist man? Reisen Studenten der HU alle aus den gleichen Motiven heraus? Oder worin unterscheiden sie sich in ihrem „Reiseantrieb“?

Der sogenannten Reisemotivation liegt der Gedanke zugrunde, dass man aus eher „von außen kommenden“ Gründen (extrinsisch motiviert) oder „aus seiner eigenen Person heraus kommenden“ Gründen (intrinsisch motiviert) Reisen unternehmen kann. Grundsätzlich zeigen die Ergebnisse, dass HU-Studierende eher intrinsisch motiviert reisen. Jedoch variiert dies auch in Abhängigkeit anderer Faktoren wie z.B. dem Geschlecht. Dies soll im Folgenden ein wenig genauer dargelegt werden – zunächst in Bezug auf extrinsische, dann für intrinsische Reisemotive.

Um die Reisemotivation nach diesen Kriterien zu untersuchen, wurden sechs Reisemotive vorgegeben, welche ihrer Relevanz nach geordnet werden sollten. Die extrinsischen Reisemotive sind „Auslandserfahrungen für den Lebenslauf“, „Gefühl an bestimmten Orten gewesen sein zu müssen“ und „Erwartungen anderer, sie zu besuchen“. Die intrinsischen Reisemotive sind „Kennenlernen anderer Kulturen“, „Weiterentwicklung der Persönlichkeit“ und „Spaß haben“. Das wichtigste Motiv hat dementsprechend den Rang 1 bekommen, das unwichtigste Motiv den Rang 6.

Extrinsische Motive

Abb. 85: Reisemotiv: „Erwartungen anderer, sie zu besuchen“ (Wichtigkeits-Ranking)

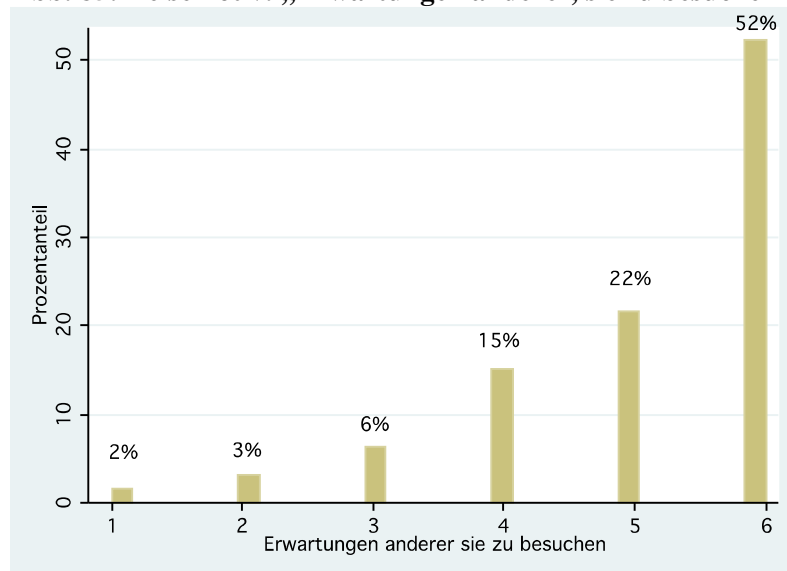
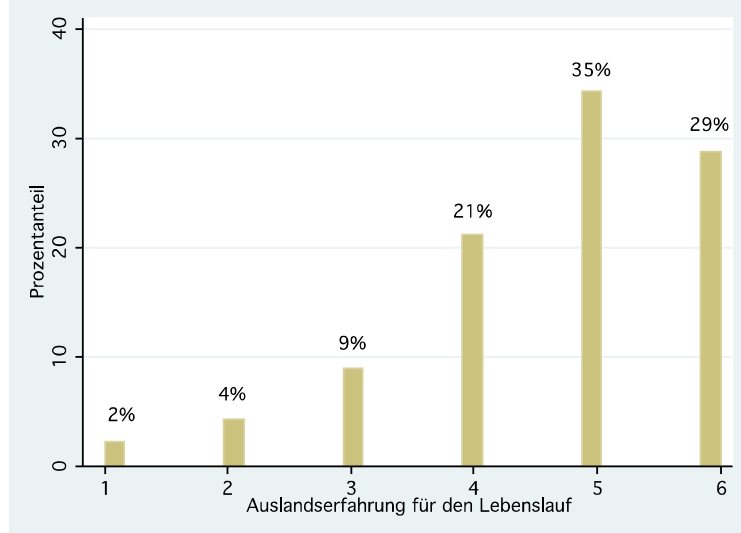


Abb. 85 zeigt, dass das Motiv „Erwartungen anderer, sie zu besuchen“ für die meisten Befragten unwichtig ist. So gaben 52% dieser Motivation den letzten, also 6. Rang-Platz. Insgesamt nur 11% der Befragten nannten die „Erwartungen anderer, sie zu besuchen“ als eine der drei wichtigsten Motivationen. Die Geschlechterunterschied sind interessant: 14% der Männer legen diese Motivation unter die wichtigsten drei, bei den Frauen sind es nur 9%. Des Weiteren fällt auf, dass 56% der Frauen „Erwar-

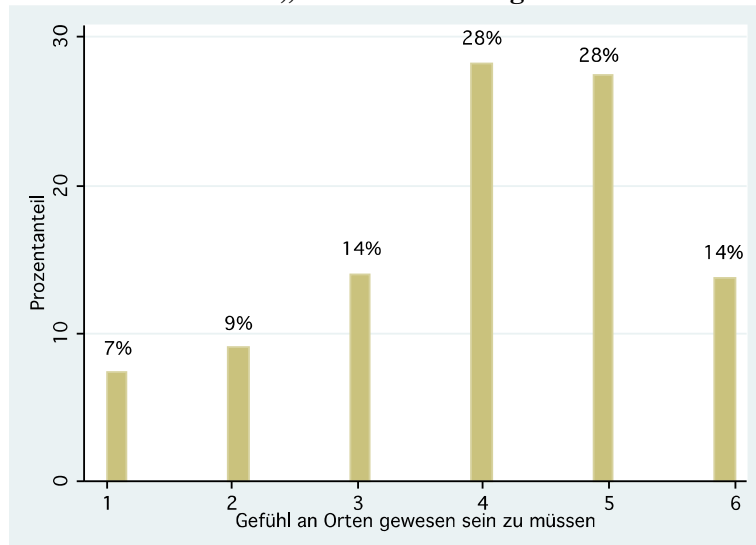
tungen anderer, sie zu besuchen“ als völlig unwichtig einstufen, dies tun hingegen nur 43% der Männer. Bezüglich der Fakultäten gibt es keine großen Unterschiede – den Landwirtschafts-Studenten ist der Besuchsfaktor mit über 60% auf dem letzten Platz am unwichtigsten.

Abb. 86: Reisemotiv: „Auslandserfahrungen für den Lebenslauf“ (Wichtigkeits-Ranking)



Das Lebenslauf-Motiv ist mit einem ähnlichen Muster für den Großteil der Befragten von keiner großen Relevanz (vgl. Abb. 86). Lediglich 2% rankten es als wichtigstes Reisemotiv, und nur von etwa 15% wurde es als einer der drei primären Motive genannt. In Bezug auf die Geschlechterverhältnisse lässt sich sagen, dass Frauen im Reisezusammenhang wohl etwas mehr auf ihren Lebenslauf achten. Während 17% Prozent der Frauen dieses Motiv unter die drei wichtigsten wählten, waren dies bei den Männern nur 13%. Auf den letzten Platz wählten 39% der Männer und 24% der Frauen dieses Motiv. Die Fakultät hatte nur in einzelnen Vergleichen einen wesentlichen Einfluss auf die Antworten. So wählten knapp 10% der Medizinstudenten dieses Motiv auf Platz eins, von den Studenten der Philosophischen Fakultät nicht einmal 1%.

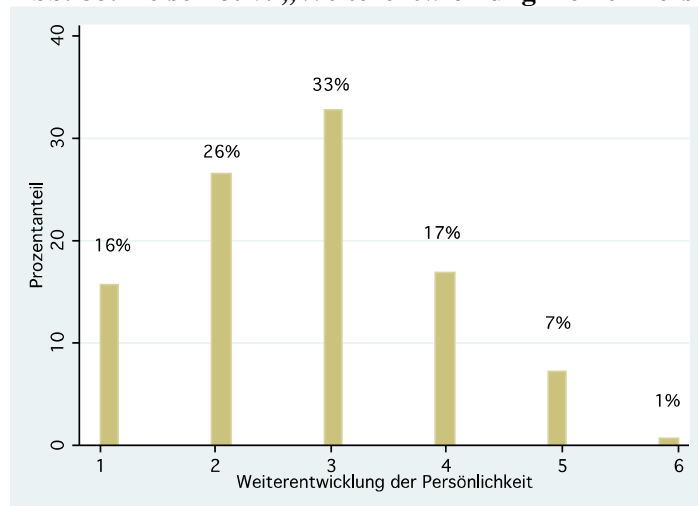
Abb. 87: Reisemotiv: „Gefühl an Orten gewesen sein zu müssen“



Wenngleich nicht so deutlich, zeigt auch das dritte extrinsische Motiv auf, dass dieses offenbar unter Studenten nur eine untergeordnete Rolle spielt (vgl. Abb. 87). Das Gefühl, an bestimmten Orten gewesen sein zu müssen, treibt nur gut 7% der Befragten primär an, Reisen zu unternehmen. Auch wenn man die ersten drei Ränge zusammenzählt, ist dies mit gut 30% noch eine klare Minderheit. Dass nur 14% dieses Motiv jedoch „auf den letzten Platz verwiesen“, ist ein Indiz dafür, dass es unter den extrinsischen Reisemotiven noch das relevanteste ist. Im Geschlechterbezug zeigt sich in diesem Fall, dass das Motiv eher bei Männern eine einflussreiche Rolle spielt als bei Frauen – während knapp 33% der Männer es unter die wichtigsten drei Motive wählten, waren dies bei den Frauen nur etwa 29%. Am wenigsten beeinflusst von dem Gefühl, an bestimmten Orten gewesen sein zu müssen, zeigen sich die Studenten der Philosophischen Fakultät 4 (ca. 8% haben das Motiv auf den letzten Platz gewählt), während der Faktor „Fakultät“ insgesamt aber kaum relevant ist.

Intrinsische Motive

Abb. 88: Reisemotiv: „Weiterentwicklung meiner Persönlichkeit“

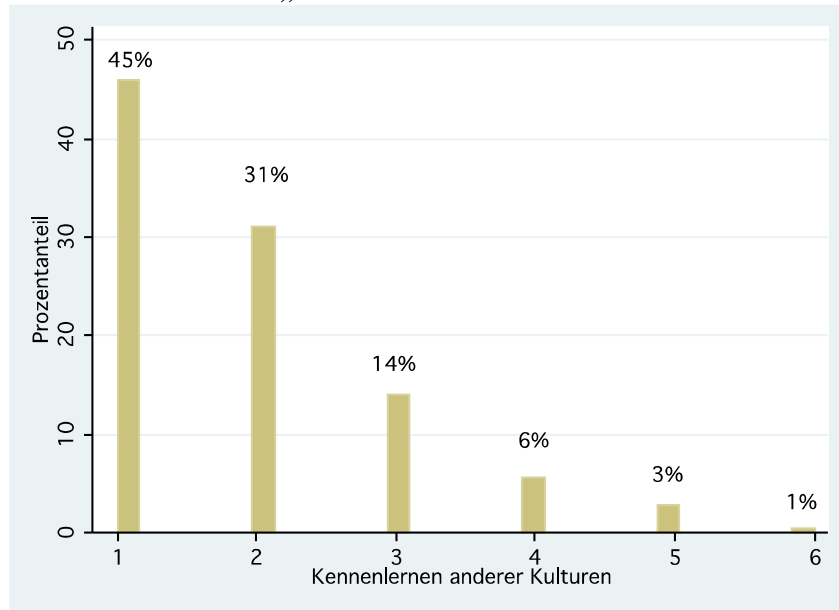


In dem vorgenommenen Ranking gaben 16% der Befragten an, dass die Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit das wichtigste Reisemotiv für sie darstellt (vgl. Abb. 88). Für ein Drittel der Befragten (33%) ist die Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit nur die drittwichtigste Reisemotivation. Wie die Abbildung zeigt, wird die Persönlichkeitsentwicklung von insgesamt 75% der Befragten unter den vordersten drei Rängen eingeordnet. Das bedeutet, dass die Weiterentwicklung der Persönlichkeit für dreiviertel der Befragten ein wichtiges Reisemotiv darstellt.

Des Weiteren kann man feststellen, dass 20% der Männer die Persönlichkeitsentwicklung als das wichtigste Reisemotiv ansehen; bei Frauen liegt der Prozentsatz nur bei 14%.

Bei den Fakultäten stellt sich das Bild folgendermaßen dar: lediglich 11% der Jura-Studenten gaben Persönlichkeitsentwicklung als wichtigstes Motiv, Studenten der Philosophischen Fakultät jedoch zu über 20%.

Abb. 89: Reisemotiv: „Kennenlernen anderer Kulturen“

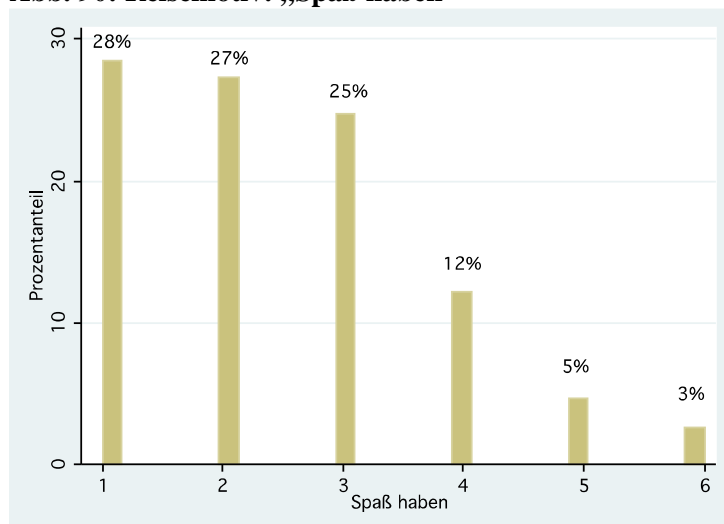


Das Reisemotiv „Kennenlernen anderer Kulturen“ wird von 90% der Befragten zu den drei wichtigsten Reisemotiven gezählt und ist somit der Spitzenreiter unter den Motiven (vgl. Abb. 89). Für 45% ist es sogar das wichtigste Motiv zu verreisen, für 31% das Zweitwichtigste und 14% setzen das Kennenlernen anderer Kulturen auf den dritten Platz des Rankings. Auffällig ist, dass beinahe die Hälfte (49%) der weiblichen Befragten diesen Grund als wichtigstes Reisemotiv angeben, bei den männlichen Befragten waren es noch 37%.

Während die Studenten der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät 1 mit nur 30% derer, die dieses Motiv auf Platz eins wählten, vertreten sind, sind es bei denen der Theologischen Fakultät mehr als das Doppelte (63%).

Interessant sind die Zahlen bei den in Deutschland geborenen und nicht in Deutschland Geborenen. Von den in Deutschland Geborenen geben 46% dieses Motiv als das Wichtigste an, 31% sehen es als das Zweitwichtigste. Bei den nicht in Deutschland Geborenen sehen die Zahlen wie folgt aus: Für 36% ist es das wichtigste Motiv, für 41% das Zweitwichtigste.

Abb. 90: Reisemotiv: „Spaß haben“



Das Motiv „Spaß haben“ ist für immerhin 80% eines der drei wichtigsten Reisemotive (vgl. Abb. 90). Als wichtigstes Motiv sehen es 28% der Befragten an, als zweiwichtigstes Motiv 27% und als drittwichtigstes 25%. Hier wird kein allzu großer Unterschied deutlich. Nimmt man die Geschlechter hinzu, wird ersichtlich, dass eher Männer das Motiv „Spaß haben“ als wichtig erachten: Für 32% von ihnen ist es das wichtigste Reisemotiv und insgesamt 83% wählen diese Motivation unter die wichtigsten drei. Bei den Frauen sehen hingegen nur 27% „Spaß haben“ als wichtigste Reisemotivation an. So setzen auch nur 80% von ihnen diese Motivation unter die wichtigsten drei.

Während zwischen den meisten Fakultäten kein großer Unterschied besteht, fällt eine Kategorie klar heraus: nur 15% der Studenten theologischer Fächer gaben Spaß als wichtigstes Reisemotiv an.

Die Auswertung der deskriptiven Statistik der sechs Variablen zeigt ein deutliches Bild in Bezug auf die Reisemotivation: Die drei Variablen, die intrinsische Motivation messen, sind deutlich rechtsschief und jene drei, die extrinsisch motiviertes Reisen messen, weisen eine linksschiefe Verteilung auf. Dies macht deutlich, dass die Befragten eine Präferenz für das intrinsisch motivierte Reisen aufzeigen.

25. Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen

Tab. 1: Kurzbeschreibung der Untersuchung	5
Tab. 2: Ausfallgründe und Ausschöpfung im Vergleich mit Vorjahreserhebungen, gesamt	7
Tab. 3: Beschreibung der Stichprobe nach Geschlecht, Herkunft, Semesterzahl und Fakultät	9
Abb. 1: Zufriedenheit mit Gesamtsituation nach Wunschstudiengang in Prozent	12
Abb. 2: Zukunftsperspektive nach Abschluss in Prozent	13
Abb. 3: Studienleistung im Vergleich zu Mitstudierenden nach Geschlecht in Prozent	14
Abb. 4: Studienleistung in Noten nach Geschlecht in Prozent	14
Tab. 4: „Ich studiere um Karriere machen zu können“ nach Fakultäten, Angaben in (Zeilen-) Prozenten	16
Abb. 5: „Ich studiere um den Erwartungen meiner Familie gerecht zu werden“ nach Geschlecht	17
Tab. 5: „Ich studiere damit ich später ein hohes gesellschaftliches Ansehen genieße“ nach Geschlecht, Angaben in (Zeilen-) Prozenten	17
Abb. 6: „Ich studiere um einen positiven Beitrag zur gesellschaftlichen Veränderungen zu leisten“ nach politischer Einstellung	18
Abb. 7: „Ich studiere um später ein gesichertes Einkommen beziehen zu können“ nach Altersgruppen	19
Abb. 8: Zeitverwendung studierender Eltern in Abhängigkeit vom Geschlecht	21
Tab. 6: Zusammenhang zwischen Leistungsdruck und der mit FreundInnen verbrachten Zeit	21
Tab. 7: Zeitverwendung für das Studium	22
Tab. 8: Zusammenhang zwischen Schichteinstufung der Eltern und wöchentliche Arbeitszeit	23
Abb. 9: Zeitverwendung für sportliche Aktivitäten	23
Abb. 10: Einschätzung des Leistungsdrucks im Studium	24
Tab. 9: „Leistungsdruck ist zu hoch“ nach Fakultätszugehörigkeit	25
Abb. 11: Einschätzung der Erwartungen des sozialen Umfeldes	26
Abb. 12: Einschätzung des aktuellen physischen Gesundheitszustandes	26
Abb. 13: Einschätzung des aktuellen psychischen Gesundheitszustandes	27
Abb. 14: Schulter- und Rückenschmerzen bei Männern und Frauen	28
Abb. 15: Kopfschmerzen bei Männern und Frauen	28
Abb. 16: Konzentrationsschwierigkeiten bei Männern und Frauen	29
Abb. 17: Stress bei Männern und Frauen	30
Tab. 10: Verteilung aller Befragten auf Bewertungskategorien je Szenario in Prozent	32
Tab. 11: Bewertung von Szenario A (Mitschriften) nach Geschlecht, Ost-West-Herkunft und Alter ..	33
Tab. 12: Bewertung von Szenario B (Hausarbeit) nach Geschlecht, Ost-West-Herkunft und Alter	33
Abb. 18: Wichtigkeit, von Kommilitonen fachliche Hilfe zu erhalten (in Prozent)	34
Abb. 19: Wichtigkeit, mit Kommilitonen gemeinsam Freizeit zu verbringen (in Prozent)	35
Abb. 20: Wichtigkeit, mit Kommilitonen Lern- und Arbeitsgruppen zu haben (in Prozent)	35

Abb. 21: Wichtigkeit, mit Kommilitonen persönliche Probleme zu besprechen (in Prozent)	36
Abb. 22: Kontrollerwartung in Prozentangaben.....	37
Abb. 23: Subjektive Schichteinstufung der sozialen Herkunft.....	39
Abb. 24: Person(en), bei denen Befragte aufgewachsen sind (in Prozent)	39
Abb. 25: Relative Bedeutung von Selbstverwirklichung als Lebensinhalt nach Fakultäten (in Prozent)	40
Abb. 26: Relative Bedeutung von Selbstverwirklichung als Lebensinhalt nach sozialer Herkunft (in Prozent)	41
Abb. 27: Relative Bedeutung von beruflichem Erfolg als Lebensinhalt nach sozialer Herkunft (in Prozent)	41
Abb. 28: Zustimmung zu stereotypen Aussagen nach Geschlecht.....	42
Abb. 29: Zustimmung zu stereotypen Aussagen nach Fakultäten.....	43
Abb. 30: „Haben Sie in den letzten 12 Monaten an einer der genannten politischen Aktionsformen teilgenommen?“	45
Abb. 31: Wahlentscheidung der Studenten bei der Bundestagswahl 2009 nach Fachrichtungen.....	47
Abb. 32: Verteilung der Parteiwahl zur Bundestagswahl 2009 durch die Zweitstimme.....	48
Abb. 33: Verteilung der Zustimmung zu „Ein ausreichender Lebensstandard ist gesichert“	49
Abb. 34: Verteilung der Zustimmung zu „Soziale Umverteilung zu Gunsten der einfachen Leute“....	49
Abb. 35: Häufigkeit der Zustimmung zu „Soziale Sicherung sollte wichtigstes Ziel sein“	50
Abb. 36: Häufigkeit der Zustimmung zu „Einwanderer bereichern die Gesellschaft“	51
Abb. 37: Häufigkeit der Zustimmung zur Verwirklichung der Chancengleichheit in der Bundesrepublik Deutschland.....	52
Abb. 38: Häufigkeit der Zustimmung zum Leistungsprinzip.....	53
Abb. 39: Häufigkeit der Zustimmung zu „soziale Ungleichheit als Leistungsanreiz in Bezug auf die politische Einstellung“.....	54
Abb. 40: Religiöse Selbsteinstufung	55
Abb. 41: Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft	56
Abb. 42: Glaubensintensität nach Religionsgemeinschaft	56
Abb. 43: "Religiöse Überzeugungen begründen meine Lebenseinstellung"	57
Abb. 44: Religiöse Selbsteinstufung nach alten und neuen Bundesländern.....	57
Abb. 45: Reaktion auf Sex-Fragen nach Grad der Religiosität	58
Abb. 46: Lebensmittelkaufprämissen (in Prozent).....	60
Abb. 47: Durchschnittliche Angaben zum Lebensmittelkaufverhalten nach Geschlecht	61
Tab. 13: Durchschnittliche Angaben zum Lebensmittelkaufverhalten und Differenzen nach Ost/West- Herkunft und nach Einkommen über/unter dem Median	61
Abb. 48: Häufigkeit des Drogen- und Genussmittelkonsums	64
Tab. 14: Häufigkeit des Alkoholkonsums (Angaben in Prozent).....	65
Tab. 15: Häufigkeit des Nikotinkonsums (Angaben in Prozent).....	66
Tab. 16: Häufigkeit der Konsums von Antidepressiva (Angaben in Prozent)	66
Tab. 17: Häufigkeit der Konsums von Halluzinogenen (Angaben in Prozent).....	67

Abb. 49: Unterteilung der Studierenden nach Partnerschaft	68
Abb. 50: Anteil der Frauen und Männer mit Partner/in	68
Abb. 51: Wohnsituation der Studierenden in Partnerschaft	69
Tab. 18: Fachbezogene und emotionale Unterstützung nach Wohnort, Dauer der Beziehung und Alter	70
Abb. 52: Anteil Studierender mit Kindern und Anteil Studierender in einer Partnerschaft unter Studierenden mit Kindern.....	71
Abb. 53: Wie sehr findest du es erstrebenswert, längerfristig in einer partnerschaftlichen Beziehung zu leben?.....	72
Abb. 54: Wie sehr findest du es erstrebenswert, zu heiraten?	73
Tab. 19: Hat es einen Einfluss auf den Wunsch zu heiraten, ob die Studierenden in einer Ehe aufgewachsen sind?	73
Abb. 55: Wie sehr findest du es erstrebenswert, Kinder zu bekommen?	74
Tab. 20: Hat das Alter Einfluss auf den Kinderwunsch?	74
Abb. 56: Wie sehr findest du es erstrebenswert, eine Partnerschaft mit mehreren Personen zugleich zu leben?.....	75
Tab. 21: Hat das Geschlecht Einfluss auf den generellen Partnerschaftswunsch?.....	75
Tab. 22: Hat das Geschlecht Einfluss auf den Kinderwunsch?.....	75
Tab. 23: Hat das Geschlecht Einfluss auf den Wunsch nach Partnerschaften mit mehreren Personen?.....	76
Abb. 57: Durchschnittliches Einkommen der Studierenden	77
Tab. 24: Durchschnittliches Einkommen der Studierenden nach Fakultäten.....	78
Abb. 58: Herkunft (Bundesländer).....	79
Abb. 59: Herkunft (Nord-, Süd- und Mitteldeutschland)	79
Abb. 60: Herkunft (Stadt/Land)	80
Tab. 25: Anteile der Verweigerungen von Angaben zur sexuellen Aktivität (in Prozent).....	82
Tab. 26: Sexuelle Orientierung (nach Geschlecht).....	83
Abb. 61: Häufigkeit unterschiedlicher sexueller Aktivitäten	83
Tab. 27: Häufigkeit sexueller Praktiken: Vaginalverkehr	84
Tab. 28: Häufigkeit sexueller Praktiken: Analverkehr	85
Tab. 29: Häufigkeit sexueller Praktiken: Selbstbefriedigung.....	86
Tab. 30: Häufigkeit sexueller Praktiken: Konsum pornografischer Materialien.....	86
Abb. 62: Freundschaft	88
Abb. 63: Kommunikation.....	89
Abb. 64: Angaben zu Facebook	90
Tab. 31: Facebook-Nutzung nach Geschlecht und Partnerschaft.....	90
Tab. 32: Facebook-Nutzung nach Fakultäten.....	91
Abb. 65: Häufigkeitsverteilung des Besuchs einzelner kultureller Angebote.....	93
Abb. 66: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote	93
Abb. 67: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote von Männern und Frauen.....	94
Abb. 68: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote nach dem Bildungsgrad des Vaters.....	95

Abb. 69: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote von Berlinern und Zugezogenen.....	95
Abb. 70: Vielfalt des Besuchs kultureller Angebote von Studierenden aus den Alten und Neuen Bundesländern	96
Abb. 71: Nachgehen einer sportlichen Aktivität (allgemein).....	97
Abb. 72: Sportliche Aktivität nach Herkunftsgebiet (alte/neue Bundesländer)	98
Abb. 73: Sportliche Aktivität in Stunden pro Woche.....	98
Abb. 74: Art der sportlichen Aktivität.....	99
Abb. 75: Finanzielle Ausgaben für sportliche Aktivitäten	100
Abb. 76: Bezirke nach Studentenanteil (neue Bezirkseinteilung)	102
Abb. 77: Bezirke nach Studentenanteil (alte Bezirkseinteilung).....	102
Abb. 78: Wohnräumliche Cluster von Studierenden nach Postleitzahl.....	103
Abb. 79: Zufriedenheit der Studierenden mit ihrem Kiez	104
Abb. 80: Gefühlte Bedrohung & Anzahl Freunde im Kiez in Bezug auf die Zufriedenheit mit dem Kiez	105
Abb. 81: Wie oft verreisten die Studierenden der HU innerhalb Deutschlands und Europas in den letzten fünf Jahren?.....	106
Abb. 82: Wie oft verreisten Studierende der HU nach Nordamerika, Lateinamerika, Afrika, Asien oder Australien in den letzten fünf Jahren?	107
Abb. 83: Wie lange verreisten Studierende der HU durchschnittlich pro Jahr in den letzten fünf Jahren?.....	107
Abb. 84: Sind Sie in den letzten fünf Jahren nach Asien, Lateinamerika und/oder Afrika verreist?..	108
Abb. 85: Reisemotiv: „Erwartungen anderer, sie zu besuchen“ (Wichtigkeits-Ranking).....	109
Abb. 86: Reisemotiv: „Auslandserfahrungen für den Lebenslauf“ (Wichtigkeits-Ranking)	110
Abb. 87: Reisemotiv: „Gefühl an Orten gewesen sein zu müssen“	110
Abb. 88: Reisemotiv: „Weiterentwicklung meiner Persönlichkeit“.....	111
Abb. 89: Reisemotiv: „Kennenlernen anderer Kulturen“	112
Abb. 90: Reisemotiv: „Spaß haben“.....	112